

Leseprobe aus "Gestolen jeugd/Gestohlene Jugend", Roman, ca. 450 Seiten,
Uitgeverij de Geus, Breda
Autor: Ton van Reen
Übersetzung aus dem Niederländischen: Wolfgang Linneweber
Kontakt: Dialect Communication, Bahnhofstr. 6, D-41334 Nettetal
02157/811851, 0177/8118511, E-mail: info@dialect.de

... umdrehte, ein volle Wabe herauszog und eine neue einschob. Mit der tropfenden Wabe auf einem Brett kam er zurück. Er brach ein Stück von der Wabe ab und gab es ihr.
Der neue Honig war so lecker, dass Dora die Wabe gleich mit aß.

Lei brachte Jöbke das Essen. In den letzten ruhigen Monaten hatte er oft am Tisch mitgegessen, aber jetzt, wo die Deutschen immer öfter Hausdurchsuchungen durchführten, war es für ihn zu gefährlich geworden, runter zu kommen.

Jöbke lag auf dem schmalen Bett, das eigentlich zu klein für ihn war, aber trotzdem fast das ganze Zimmerchen einnahm.

"Bist du krank?"

"Nicht krank, aber ich fühle mich nicht wohl."

"Du langweilst dich, hm?"

"Ich frage mich immer, wie lange ich mich noch verstecken muss."

"Du bist hier doch sicher."

"Das schon, aber ich bin ein Mann, der gewohnt ist, draußen zu leben. Zu reisen. Morgens muss ich den Tau riechen und abends die Herdfeuer. Wer sagt denn, dass sie mich hier nicht finden?"

"Kein Mensch weiß, dass du hier bist."

"Die Geschichten, die ich von deinem Vater höre, beunruhigen mich."

"Weil sie in Sevenum untergetauchte Leute aufgegriffen haben?"

"Wenn sie den Laden hier durchsuchen, bin ich dran."

"Wir verstecken dich unter dem Fußboden in der Strohscheune. Da haben wir ein Loch gegraben, wo dich keiner findet."

"Gerade da suchen sie. Die Moffen sind nicht zurückgeblieben."

Lei sah ein, dass er Jöbkes Angst nicht zerstreuen konnte.

"Hoffentlich kommen die Amerikaner, bevor es zu spät ist", sagte Jöbke.

"Wir können nur beten. Dieser Krieg dauert schon viel zu lange. Je länger es dauert, desto mehr befürchte ich, dass niemand gewinnt und dass die Parteien irgendwann anfangen, zu verhandeln. Wenn sie erschöpft sind. Und dann tragen die Deutschen noch immer einen halben Sieg davon."

"Wie meinst du das?"

"Sie geben die Niederlande niemals auf. Die Moffen sind erst zufrieden, wenn sie sich unser Land endgültig einverleibt haben, genau wie sie es auch mit Österreich und Polen getan haben."

"Werden wir dann die Sklaven der Deutschen?"

"Genau", sagte Jöbke. "Sklaven, das ist was die Herscher des Herrenvolkes brauchen, um an der Macht zu bleiben."

5

Magere Monate

Mai 1944 - Oktober 1944

An der Tür stand ein Mann mit einer Tasche voller Kostbarkeiten. Ein siebenarmiger Leuchter, silbernes Tischbesteck und eine Kristalllampe.

"Wie kommst du daran?" fragte Vater. "Was für wertvolle Stücke."

"Geerbt, von einem unverheirateten Onkel."

"War der Jude?"

"Nein, warum?"

"Was hat er dann mit dem jüdischen Leuchter gemacht?"

Der Mann bekam einen roten Kopf, packte seine Sachen ein und verschwand. "Es ist einfach nur ein Dieb", sagte Vater verärgert. "Er wird die Sachen aus dem Haus eines festgenommenen Juden gestohlen haben."

Lei hatte die ganze Zeit das Gefühl, dass man ihn beobachtete, aber auf dem Rübenacker waren nur Jan und er.

Plötzlich sah er in die kalten Augen der Vogelscheuche auf Thei van Liers Erbsenfeld. Augen aus hellblauem Stahl.

"Jetzt erkenne ich dich. Du dreckiger Mörder! Wegen mir brauchst dich nicht nicht zu verkleiden!" Mit der Schuffel ging er auf die Vogelscheuche los und versetzte ihr einen anständigen Schlag. Die Knöpfe sprangen von der alten Jacke.

"Du dreckiger Mistmoff! Er gab der Puppe eine derartige Tracht Prügel, dass die ihren Kopf verlor. "Und jetzt schnell zurück nach Hause!" Nach ein paar weiteren Schlägen, bei denen das Stroh umherstob, ging die Vogelscheuche zu Boden.

"Und das ist alles, was von Mördern übrigbleibt!" brüllte Lei. "Nur ein bisschen Müll." Er trat die Reste in alle Richtungen auseinander.

"Hast du einen Sonnenstich?" fragte Jan. "So früh im Jahr?"

"Ich? Ach was. Du kannst mir dankbar sein, dass ich den Führer ermordet habe. Jetzt gibt es endlich Frieden."

Es gab nur wenige Hochzeiten. Die meisten Brautpaare verschoben ihre Hochzeit bis nach dem Krieg; aber Silberne und Goldene Hochzeiten konnte man nicht verschieben; deren Daten lagen ja fest. Das galt auch für Priesterjubiläen, so wie die Weihe vom Neffen Jacques Gommans. Trotz der Kriegshandlungen zelebrierte der seine erste Messe in der Pfarrkirche von Panningen.

Man hatte Dora gebeten, bei der Festlichkeit zu helfen. Sie tat es gern, denn für die Serviermädchen fiel immer was ab. Sie hatten ein Schwein fett gemacht und holten, trotz der knappen Zeiten, das Beste aus dem Schrank. Das Haus von Jacques war mit einem Portal aus Tannengrün geschmückt. Die Straße, von der Haustür bis zur Kirche, war mit Weihnachtsbäumen voller Papierrosen eingefasst.

Am Sonntagmorgen schritt der junge Priester, zwischen seinen Eltern und gefolgt von einer Schar Familienmitglieder, zur Kirche. Die war gespickt voll, denn das ganze Dorf wollte dabei sein. Vielleicht bekam Jacques es gerade wegen der ganzen Hektik an den Nerven. Als er nämlich das Confiteor beten musste, fing er mit dem Credo an, bis ihn ein aufmerksamer Messdiener am Gewand zupfte. Die erste Messe war für Jacques eine solche Prüfung, dass er froh war, als der Gottesdienst vorbei war. Mit erleichterter Miene kam er nach draußen.

Mien Joosten, eine Cousine von Jacques, aus einem anderen Zweig der weitverästelten Familie, und Dora waren gerade beim Abwaschen. Es war in der ganzen Nachbarschaft zusammengeliehen. Ein Rätsel, wie die Frauen nach dem Fest ihre Teller, Tassen und Schüsseln wiederfinden sollten. Man musste verdammt genau hingucken, um Unterschiede in den Blümchendecors zu sehen. Beim Abwaschen fiel Dora auf, dass fünf Seminaristen, die als Abgesandte des Seminars auf dem Fest waren, andauernd um sie beide herum scharwenzelten. Das war allerdings das Letzte, was sie von Priesterstudenten erwartet hatte. Aber spannend war es schon, vor allem, weil einer von ihnen Mien schöne Augen machte.

"Der hat es auf dich abgesehen", flüsterte Dora.

"So ein Pech, dass der Pastor werden will. Ich find ihn ganz nett."

"Vielleicht fragt er dich später, ob du seine Haushälterin werden willst."

"Aber ohne mich!"

Der junge Student hatte bemerkt, dass sie über ihn sprachen, denn kurz darauf kam Jacques höchstpersönlich zu ihnen.

"Stört euch nicht an meinen Freunden", sagte er leise.

"Die gucken anscheinend gern mal Mädchen hinterher", sagte Mien.

"Das stimmt, sie tragen zwar alle eine Toga, aber ein paar sind gar keine Priesterstudenten."

"Was denn?" fragte Mien verdattert.

"Aber nur, wenn ihr es nicht weitererzählt: ich sage es euch auch nur, weil ihr mich gefragt habt. Es sind Jungs, die vor dem Arbeitsdienst in Deutschland untergetaucht sind. Priesterstudenten sind nämlich davon befreit. Die drei sind schon ein halbes Jahr bei uns."

"Aha." Jetzt verstand Mien plötzlich, dass sie bei einem Burschen, der ihr gefiel Chancen hatte. "Und was ist dieser Knabe in Wirklichkeit?"

"Er studiert auf Bergbauingenieur."

"Nicht schlecht", lachte sie.

"Und Mund halten", sagte Jacques, bevor er wieder rein ging. Dora wunderte sich nicht, dass sie kurz darauf alleine spülte. Mien war verschwunden. Der angehende Bergbauingenieur auch.

Erst eine halbe Stunde später kam Mien zurück. Ihre Augen strahlten.

"Und? Wird es was?"

"Wir haben uns verabredet", sagte Mien aufgeregt.

"Heute Abend, nach dem Fest. Sie schlafen hier."

"Verstehe. Und er hat dich gefragt, ob du ihm im Dunkeln die Weiden zeigen willst."

Für Vergnügungen war immer weniger Zeit. Am Sonntag gingen sie manchmal zum Fußball, wenn die Spieler von Beringe gegeneinander spielten. Lei und seine Freunde bolzten ein bisschen auf dem Platz nebenan. Aber als sie irgendwann einen alten Ball kaputt traten, war es aus. Der Club war knausrig mit Bällen, neue gab es nicht. Seit dem spielten sie manchmal abends auf der Straße mit einem dicken Papierknäuel, mit Gummis umwickelt, die sie aus einem alten Fahrradschlauch geschnitten hatten.

An einem Sonntagmorgen schrieb Dora in ihr Tagebuch:

Wir haben jetzt schon vier Jahre Krieg. Nicht, dass wir da im Alltag viel von merken. Nach den ersten Wochen wurde nie mehr wirklich gekämpft. Dafür stehen wir ziemlich unter der Knute der Besatzer. Überall wird nach Untergetauchten gesucht. Auch in unserem Dorf haben sie an vielerorts nach Menschen gesucht, auf manchen Bauernhöfen sogar auf den Heuboden. Vielleicht sind wir morgen dran, aber vielleicht lassen sie uns auch in Ruhe, weil Vater Luftschutzblockwart ist. Furchtbar finde ich die Listen von zum Tode Verurteilten, die ich manchmal in den illegalen Heftchen sehe, die Vater mitbringt. Zwar kenne ich die Leute nicht, aber ich finde es schrecklich, was die Deutschen ihnen und ihren Angehörigen antun. Andererseits bezweifle ich auch, ob alles so schlau ist, was die Leute vom Widerstand tun. In Haelen haben sie Heuhaufen in Brand gesteckt. Ich weiß nicht, warum sie so was tun, den Deutschen schadet das doch kaum? Oder tun sie es, um die Flugzeuge der Deutschen in die Irre zu leiten? Bei Strafe und um zu verhindern, dass sie sich noch fortbewegen können, müssen alle Leute aus Haelen und den Dörfern ihre Fahrräder abliefern. Die Bewohner der Gemeinde Haelen müssen zusammen achtzehntausend Gulden Strafe bezahlen. Wo nehmen sie das Geld nur her?

Keup Hendriks erwartete sie schon.

"Ich dachte schon, dass du nicht mehr kommst." Der Bauer war ein bisschen nervös. Und ängstlich. Auf Unterschlagung von Lebensmitteln standen harte Strafen.

In der Scheune standen Säcke mit Leinsamen bereit, die besten, die Lei jemals gesehen hatte. Sie bauten die Presse auf und machten sich an die Arbeit. Als sie schon ein paar Stunden beschäftigt waren, es war weit nach Mitternacht, stürzte Joep Smeets, ein Nachbar von Keup in die Scheune.

"Die Amerikaner! Kommt und hört euch das an! Sie sind schon in Frankreich!" Sie liefen hinter ihm her, um dem Radio zu zuhören, das Joep unter dem Fußboden seiner Wohnstube versteckt hatte.

Ein jubelnder Sprecher erzählte, wie die Alliierten in der Normandie gelandet waren. Kanadier, Engländer, Amerikaner und viele andere. Trotz heftiger Gegenwehr der Deutschen und schweren Verlusten, hatten die Alliierten das Küstengebiet besetzt und marschierten in Frankreich ein.

Für kurze Zeit vergaßen sie die Gefahr und jubelten alle gemeinsam mit dem Radiosprecher. Sie fielen sich vor Freude um den Hals. Zum ersten Mal in seinem Leben wurde Lei von Männern geküsst.

6.6.44, schrieb Lei auf seinen Handrücken.

"Was machst du da?" fragte Harry.

"Das heutige Datum. 6. Juni 1944. Das will ich nie mehr vergessen. Heute ist Anfang vom Ende des Krieges."

Plötzlich rochen sie Rauch.

"Die Presse!" Lei stürmte zurück zur Scheune. Der Rauch quoll nach draußen. Das Feuerchen unter der Ölpresse war stärker geworden. Das Öl war übergelaufen und hatte Feuer gefangen, ebenso wie der Holztisch, auf dem die Presse stand. Wasserschnell lief das Feuer über den Fußboden, durch das trockene Stroh. Mit Jutesäcken schlugen sie die Flammen auf dem Boden aus. Sie schleppten den brennenden Tisch nach draußen und warfen ihn in den Jauchegraben beim Misthaufen. Das Feuer erlosch mit einem Zischen.

"Das ist nochmal gut gegangen", sagte Keup erleichtert. "Fast wäre das Haus abgefackelt."

"Heute nimmst dein Glück kein Ende", sagte Joep. "Jetzt hast du das feinste Öl. Und morgen stehen die Amerikaner im Garten."

"Morgen schon?"

"Die Panzer von denen sind zehn Mal so schnell als die von den Deutschen. Pass mal auf, ab heute wirst du die Moffen rennen sehen. Noch ein paar Tage, dann sind wir frei."

"Bist du nicht ein bisschen zu optimistisch?"

"Nein", sagte Joep. "Und dann können wir auch wieder gute Zigaretten rauchen. Aus Virginia."

"Wo liegt das?" fragte Lei.

"Bist du nicht zur Schule gegangen? Da bauen sie den besten Tabak der Welt an."

"Der Himmel ist nah", sagte Keup. "Halleluja. Aber lasst uns jetzt erstmal weiter arbeiten. Ich glaube nicht, dass wir alles geschenkt kriegen."

Sie hatten gerade wieder angefangen, als der Luftalarm losging. Alliierte Flugzeuge brummt über sie hinweg. Sofort danach hörten sie das laute Heulen deutscher Jäger, die in Venlo aufstiegen. Schnell rannten sie zu dem Betonsilo hinter dem Haus, das als Schutzraum diente.

Ein alliierter Flieger überflog sie mit donnerndem Lärm, sehr tief. Er war getroffen. Etwas weiter weg ließ er seine Bomben fallen, als ob der Pilot hoffte, so wieder Höhe zu gewinnen. Eine Reihe von Explosionen ließ die Pfannen auf dem Dach scheppern.

Als es wieder ruhig war, gingen sie draußen nachsehen. Eine Feuersäule in Richtung Maas zeigte an, dass das Flugzeug abgestürzt war.

"Lieber Gott, verschone den Piloten", sagte Keup. "Und sonst stehe Er ihren tapferen Seelen bei."

"Amen", sagten die anderen und schlugen ein Kreuz.

Die ganze Nacht arbeiteten sie unbehelligt weiter. Gegen fünf Uhr waren sie fertig. Lei und Harry bekamen jeder zwei Literflaschen. Sie steckten die Flaschen in die Jackentaschen, auf jede Seite eine.

Um nicht von nächtlichen Kontrolleuren oder patrouillierende Soldaten entdeckt zu werden, benutzten sie möglichst Feld- und Waldwege, obwohl die sehr morastig waren.

Sie waren nicht mehr weit von zu Hause, als Lei von der Müdigkeit übermannt wurde. Plötzlich hing er mit seinem Vorderrad im Schlamm neben dem Pfad fest. Er fiel hin. Eine Flasche zerbrach. Seine Kleider waren voller Öl. Die Pampe lief ihm aus den Hosenbeinen. Lei war schwer enttäuscht.

"Wasch dich erstmal", sagte Mutter, als sie ihn so bedröppelt reinkommen sah. "Und geh erstmal schön schlafen. Das hast du verdient."

"Schade um das Öl."

"Nichts dran zu machen. Ich bin froh, dass du heile bist. Du hättest dich gemein schneiden können an den Scherben."

Endlich schlafend träumte er von wegrennenden Deutschen mit Hosenbeinen, die so mit Öl vollgesogen waren, dass sie kaum noch vorwärts kamen. Für die amerikanischen Soldaten war es ein Klacks, sie mit ihren Lassos einzufangen. Das waren nämlich alles Cowboys.

Dora stand früh auf, um ein ordentliches Stück in ihr Tagebuch zu schreiben. Sie hatte dazu schon ein paar Tage keine Zeit mehr gehabt. In den vorausgegangenen Nächten hatte es immer Luftalarm gegeben.

14. Juni 1944. Die ganze Nacht flogen Bomber über uns. Das geht jetzt schon seit Monaten so. Die englischen Piloten haben sich ein paar Mal vertan und auch niederländische Dörfer getroffen. Sie dachten, dass sie über Deutschland flogen. Vor ein paar Wochen ist in Kessel ein Flugzeug mit einer Torpedobombe abgestürzt, die explodierte. Mehr als vierzig Häuser wurden zerstört.

Die Deutschen haben alles, was fahren kann, konfisziert. Auch die paar Luxusautos, die bei uns im Dorf rumfahren, und den Lastwagen von Roetje Gielen. Hier erzählt man sich, dass sie die Autos brauchen, um vor den vorrückenden Alliierten zu fliehen. Auch das Motorrad von Harrys Bruder haben sie mitgenommen. Da fährt jetzt ein deutscher Soldat mit rum. Schade! Ich habe oft geträumt, dass ich bei Harry hintendrauf dürfte, wenn er mal eine Runde fährt. Daraus wird jetzt bestimmt nichts. Die Mofen gönnen uns nichts.

Harry war gestern hier zum Kartenspielen. Er hat mich kein einziges Mal angesehen. Sieht er mich absichtlich nicht an, weil er nicht will, dass die anderen es sehen? Manchmal glaube ich, dass er garnicht weiß, dass es mich gibt!

Die Worte trockneten. Die Feder verstummte.

Lei stand vor dem Spiegel und seifte sich ein.

"Was machst du denn da?" fragte Jan, als er ins Schlafzimmer kam.

"Rasieren, das siehst du doch."

"Das bisschen Flaum auf der Lippe?"

"Wenn du einen richtigen Bart kriegen willst, musst du früh mit dem Rasieren anfangen. Harry rasiert sich schon jeden Tag." Vorsichtig rasierte er den Schaum weg. Autsch! Geschnitten. Ein bisschen Blut wurde sichtbar.

"Schnell, ein Zigarettenblättchen." Jan rannte runter und kam mit einem Blättchen aus Vaters Tabaksbeutel zurück. Lei klebte es auf die Wunde, so wie er es bei seinem Vater oft gesehen hatte, um die Blutung zu stoppen. Den Rest der Seife wischte er ab. Er traute sich nicht mehr, das Messer anzufassen. Sah verwegen aus, so'n Blättchen.

"Was ist los mit dir?" fragte Mutter, als er in der Küche erschien.

"Ich habe mich rasiert."

"Ach Junge! War das denn nötig? Um das bisschen Flaum weg zu blasen, hättest du dich doch bloß in den Wind stellen brauchen."

Dora war fertig mit Melken und ging in die Küche, um das Frühstück für Jöbke fertig zu machen. Während sie Butterbrote schmierte, stand auf einmal ihr Vater hinter ihr. Er legte seine Hand auf ihre Schulter.

"Es ist nicht mehr nötig, Doortje."

Ihr fiel das Messer aus der Hand.

"Haben sie ihn geschnappt?"

"Das nicht, aber er fühlte sich hier nicht mehr sicher. Ich habe ein anderes Versteck für ihn gefunden. Bei Freunden. Ich habe ihn heute Nacht dorthin gebracht."

"Wo?"

"Je weniger es wissen, desto weniger können sich verplappern."

Dora musste ein bisschen weinen. Jöbke war so überraschend weggegangen. Ohne Abschied zu nehmen. Sie vermisste ihn schon jetzt. Und auch seine Geschichten.

Lei kam nach Hause, er hatte eine Nacht lang Öl gepresst, und traf Dora in der Küche. So früh daß sie schon da und schrieb.

"Was schiebst du?"

"Geht dich nichts an."

"Hast du soviele Geheimnisse?"

"Was ich jetzt schreibe, ist zufällig keins."

"Lies mal vor."

"Na gut. Dieses eine Mal."

28. Juli 1944. Heute schreibe ich in mein Tagebuch, mit der Hoffnung im Herzen, dass der Krieg ein schnelles Ende nimmt. Alles weist darauf hin, dass Deutschland weiter in die Defensive gedrängt wurde. Die Moffen wissen das auch. Radio Oranje hat gemeldet, dass deutsche Offiziere ein Attentat auf den Führer verübt haben. Also sind seine eigenen Soldaten es auch mehr als satt. Leider ist der Anschlag missglückt.

"Warum schreibst du sowas auf?"

"Für später, um den Krieg nicht zu vergessen."

"Ich will alles so schnell wie möglich vergessen."

"Wir müssen uns gerade daran erinnern, was da geschieht. Dann kriegen wir nie mehr Krieg."

"Wie soll das denn gehen, wenn alles geheim bleibt, was du schreibst?"

"Vielleicht darfst du irgendwann mal alles wissen. Geheimnisse sind manchmal nur vorübergehend geheim."

"Darf ich raten, was so geheim ist?"

"Ja?"

"Du bist verliebt."

"Kann schon sein."

"In wen?"

"Das ist ja gerade das Geheimnis."

Die Mädchen waren beim Seilchenspringen, barfuß. Und Lei brachten den Jungs bei, wie man die Schnur um einen Kreisel wickeln musste, um ihn in surrend schnelle Drehung zu versetzen. Ein lauter Knall ließ sie alle in ihrer Bewegung erstarren. Der Nachhall dröhnte in ihren Ohren.

"Eine Explosion?" fragte Dora.

"Ein Donnerschlag", sagte Lei. "Ein Gewitter zieht auf." Als wollte das Gewitter seinen Worten Nachdruck verleihen wollte, schoss ein gleißender Blitz durch die Luft, der die Sonne schlagartig hinter die Wolken scheuchte.

Wie die Hasen flüchteten die Kinder ins Haus, und fingen mit ihrem noch sonnenwarmen Haar gerade noch die ersten Tropfen ein.

Das Dorf strömte zum Begräbnis des alten Sjang Verhaegh zusammen. In seinem Sessel schlafend hatte er plötzlich aufgehört zu atmen. Ein schöner Tod in dem Alter. Die Hundert hatte er nicht geschafft, er war fast neunzig geworden. Und das war ganz schön alt, sodass er der Beweis für seine Behauptung geworden war, dass Hausmittelchen aus Wald und Wiese mindestens so gut waren wie die Pillen vom Doktor.

Die Beerdigung und der Trauerzug zum Kirchhof wirkten wie eine Demonstration gegen die Deutschen. Zusammenrottungen waren verboten, aber keine Begräbnisse. So verschaffte der alte Sjang den Leuten mit seinem letzten Gang ein Alibi, sich unter den Augen der Moffen in Massen zu treffen.

Ihre größte Sorge war: wie finden wir einen neuen Kräuterdoktor? Aber an der Kaffeetafel nach dem Begräbnis gab Sjangs Tochter Miena bekannt, dass sie die heilkundige Praxis ihres Vaters übernehmen würde. In der letzten Zeit hatte sie ihn oft vertreten, vor allem auf Höfen, die für ihn zu weit weg waren. Sie war der Meinung, dass sie jetzt genug Erfahrung hatte, um selbst die Schmerzen von Brandwunden wegzubeten und Menschen von ihren Kopfschmerzen zu heilen. Das Wissen war vom Vater auf die Tochter übergegangen, beim Gespräch am Tisch und der Arbeit im Stall übernommen worden. Mit Lernen hatte das nicht viel zu tun, mehr mit verwandten Seelen. Und Maria von Kavelaer hatte auch nicht ihre Hände im Spiel. Miena war noch nie auf Wallfahrt gewesen.

Auf dem Weg zur Weide hob Dora eines der Pamphlete auf, die in der vorigen Nacht von alliierten Flugzeugen abgeworfen worden waren.

"Es wird nicht mehr lange dauern, bis unsere geliebte Fürstin wieder niederländischen Boden betritt", las sie Toos vor, die die Milchkarre schob. "Die alliierten Armeen haben den Deutschen in Frankreich einen schweren Schlag versetzt. Sie stehen bereit, Europa und auch die Niederlande von den verhassten Besetzern zu befreien."

"Was liest du da?"

Dora erschrak. Am Drahtzaun standen ein paar deutsche Soldaten. Sie zuckte mit den Schultern.

"Das ist Propaganda! Das ist verboten."

"Ich hab es grade gefunden. Guckt doch, überall Flugblätter."

"Na ja", sagte der Soldat ein bisschen spöttisch. "Die Amerikaner sind fleißig. Wir werden ja sehen, wer Recht hat."

"Ich möchte doch auch, dass dieser verdammte Krieg bald ein Ende hat", sagte der andere. "Zu Hause wartet mein Vater auf mich. Wir haben auch einen Bauernhof."

Dora war klar, dass sie von den Burschen nichts fürchten hatte. Sie band Bertha an einen Pfahl und fing an, die Kuh zu melken.

"Schöne Kühe", sagte der eine Junge.

"Ja, kann man wohl sagen", sagte Dora.

"Bei uns zu Hause ist es schlimm. Die Menschen in den Großstädten hungern, sie plündern die Bauernhöfe. Nachts schlachten sie die Kühe auf den Wiesen. Wir haben fast alle Kühe verloren. Bald hat in Deutschland keiner mehr was zu essen. Dann haben wir den Krieg verloren. Nicht gegen die Amerikaner, sondern gegen unseren eigenen Bauch." Er sprach mit großem Kummer. Es klang, als ob er mit sich selber spräche.

"He du, Kalle, komm jetzt", rief der andere Soldat, der weiter gegangen war. "Wir haben keine Zeit, hier schöne Augen zu machen."

"Auf Wiedersehen, Fräulein." Widerwillig ging der Junge weiter.

"Tot ziens", sagte Dora.

"Wenn du eine Freundin willst, dann such dir ein Mädchen in Deutschland", hörte sie den anderen Soldaten zu Kalle sagen. "Die Mädchen aus Holland hassen uns alle."

"Das stimmt nicht, Heiner. Es gibt schon holländische Mädchen, die mit deutschen Soldaten verheiratet sind."

"Die haben Glück", sagte der andere. "Oder nur Ärger."

Sie verschwanden hinter den hochgewachsenen Hecken, die den Weg nach Egchel säumten.

"Da hörst du's, nicht alle niederländischen Mädchen hassen die deutschen Jungen", sagte Toos.

"Ich glaube auch nicht", sagte Dora. "Ich habe auch nichts gegen so'nen Jungen wie diesen Kalle. Dem hängt doch der Krieg auch zum Hals raus, das hört man doch. Er will heim, um auf dem Bauernhof zu arbeiten."

Mit der halbvollen Milchkanne auf der Karre gingen sie nach Hause.

"Ihr habt mit den Deutschen gesprochen, das gehört sich nicht", sagte Vater.

"Der eine war ein Bauernsohn", sagte Dora. "Er sagt, dass die Deutschen hungern."

"Wenn sie zu Hause geblieben wären, hätten sie keinen Hunger gehabt. Ich kann es nicht leiden, dass du mit Soldaten sprichst. Sie sind hinter den Mädchen her."

"Ich kann sie doch nicht wegschicken!" sagte Dora. "Das waren einfach zwei nette Jungens. Die wollten nichts von uns."

"Vielleicht dies beiden nicht, dafür aber die anderen. Ich kann euch so nicht mehr alleine auf die Weide gehen lassen. Übrigens sind auch die Kühe auf der Weide nicht mehr sicher. Wir müssen sie verstecken."

"Bringen wir sie zu Thijssen?"

"Das hat keinen Zweck. Da haben die Moffen den Stall ausgeräumt."

"Das ganze schöne Zuchtvieh?"

"Die Deutschen fressen noch ihre eigene Mutter auf, wenn das so weitergeht", grollte Vater. "Eine Totsünde, aus Zuchtvieh Wurst zu machen." SD-Polizisten* hatten zwei Männer erschossen, einfach so, auf der Straße. Es sah nach einem Zufall aus, aber es hieß auch, dass es sich um eine Verwechslung gehandelt hätte. Die zwei unschuldigen Zivilisten hatten

angeblich zufällig genauso die gleichen Namen wie ein paar gesuchte Widerständler.

Dora hörte jemand an der Tür. Sie öffnete und sah eine ältere Frau. "Tauscht ihr Sachen gegen Lebensmittel?" Sie öffnete eine ihrer Taschen und holte Kinderkleider raus. Aus der anderen Tasche kamen eine Kristallvase, ein silbernes Zigarrenetui und ein paar Kommunionbilder zum Vorschein. "Kommen sie mal mit in die Küche."

Sie erzählte, dass sie aus Venlo kam, wo die Lebensmittel knapp geworden waren. Manchmal stand sie stundenlang in der Schlange, nur um dann zu hören, dass alles ausverkauft war.

"Ich würde schon was tauschen", sagte Vater, "aber wir haben auch nicht viel. Die Deutschen nehmen uns alles weg. Es kommen oft Leute wegen Lebensmitteln. Was wollen sie für die Sachen haben?"

"Kartoffeln, Gemüse und Fleisch."

Vater kratzte sich hinter den Ohren. Dora verstand ihn schon. Das bisschen was sie übrig hatten, brachte er zu den Adressen, wo Untergetauchte waren.

"Tja, ich kann ihnen eine Tasche voll Kartoffeln mitgeben, ein Stück Speck und ein bisschen Porree. Aber dafür brauchen sie die Sachen nicht hier lassen."

"Die Kindersachen können wir gut brauchen", sagte Dora schnell.

"Dann lasse ich die hier, im Tausch gegen das, was sie mir geben", sagte die Frau, die längst froh war, dass sie was bekam. "Meine Kinder sind da rausgewachsen."

"Vielleicht können sie es mit den anderen Sachen bei den anderen Bauern versuchen", sagte Vater. Er gab ihr mehr als er versprochen hatte. Zu den Kartoffeln legte er eine Flasche Rüböl und ein Glas eingemachte Bohnen. Ein paar Tage später sah es so aus, als hätte die Frau aus Venlo über ihre Freigebigkeit erzählt. Es kamen immer mehr Leute an die Tür um Lebensmittel einzutauschen. Es war zum Haare raufen. Denn sie hatten nicht genug für alle. Nur den Menschen, von denen sie dachten, dass sie wirklich in Not waren, halfen sie noch mit Kartoffeln und Gemüse. Viel mehr gab es nicht zu verkaufen. Schon gar kein Fleisch. Das ganze Vieh war registriert. Bei jedem Bauern wurde peinlich darauf geachtet, dass er genügend Schlachtvieh an die Deutschen ablieferte. Den großen Bauernfamilien fehlte es selber an Fleisch. Den hungernden Menschen aus der Stadt blieb nichts anderes übrig, als bei Bauern zu kaufen, die heimlich Gemüse angebaut hatten und ihre Produkte zu Wucherpreisen verkauften.

Die Not hatte Vater klüger gemacht. Er hatte die Hühner ein paar Eier mehr ausbrüten lassen und dann die Küken in einer Ecke vom Schweinestall versteckt, so dass zusätzliches Fleisch auf den Tisch kam, wenn sie schlachtreif waren.

Auch Tabak wurde immer wertvoller. Die Tabakpflanzen im Garten wurden Vaters Lieblinge. Jeden Tag kontrollierte er sie peinlich genau auf Raupen und Larven. Er war zufrieden, weil er den ganzen Winter hindurch was zu rauchen hatte und genug Tabak zum Tauschen.

Die Ernte holten sie gemeinsam mit den Nachbarn ein, weshalb sie die Mähmaschine von Thei van Lier mitbenutzen konnten. Lei und Harry banden das Korn, das in Garben aus der Maschine fiel. Die Mädchen stellten die Garben zu Haufen zusammen.

Die ganze Nachbarschaft war damit schwer eingespannt. Es war ruhig auf den Straßen. Nur einmal kam ein deutsches Auto vorbei, aber niemand wunderte sich darüber. Sie hatten sich so an den Anblick gewöhnt, dass es kaum noch einen kümmerte. Sie hatten überhaupt kein Auge dafür. Diese Tage waren einfach zu friedlich für Krieg. Die Ernte war ein Fest, daran konnten ein paar vorbeifahrende deutsche Soldaten nichts ändern.

"Dora, du musst melken", rief ihr Vater unten an der Treppe.

"Das soll Lei mal machen. Ich habe heute keine Zeit. Ich gehe zur Hochzeit von An."

Dora war froh, dass Cousine An ihre Hochzeit einfach stattfinden ließ. Die hatte keine Lust, noch länger zu warten. Schön, mal wieder etwas Zerstreuung zu haben.

Aber zuerst musste sie Annie einen Brief schreiben. Sie ging in ihr Zimmer, nahm das Tagebuch und riss ein Blatt raus.

"Dora, kannst du mein Kleid bügeln?" fragte Fientje an der Tür.

"Keine Zeit."

"Ich will es zur Hochzeit anziehen."

"Frag Toos doch."

"Die kann das nicht." Fientje verzog ihr Gesicht.

"Ich hab jetzt trotzdem keine Zeit."

"Für mich hast du nie Zeit." Wütend lief Fientje weg.

"Das ist doch totaler Quatsch", rief Dora ihr nach. Giftig zog sie die Tür zu. In Wirklichkeit hatte Sie nämlich immer Zeit für sie. Für jeden. Wütend nahm sie ihr Tagebuch und fing an zu schreiben.

Ich finde, dass ich eine ganze Menge von den anderen einstecken muss. Die Kinder tun gerade so, als könnten sie mich einfach rumkommendieren. "Door, tu dies. Door tu jenes." Ich bin hier der Packesel. Ich bin es leid. Heute tu ich gar nichts mehr, für keinen. Sie sollen auch mal an mich denken. Und Toos kann mir auch mal ein bisschen Arbeit abnehmen. Dafür ist sie groß genug. Immer sieht sie mich so albern an und kichert, wenn ich mein Tagebuch schreibe, gerade als ob ich nur übers Verliebtsein schreibe. Dann kriege ich keinen Buchstaben zu Papier. Wie kann ich denn über Harry schreiben, wenn sich mich ansieht? Wenn ich an Harry denke, will ich alleine sein.

So, das saß.

Sie nahm das lose Blatt Papier. Aber nach den bösen Worten im Tagebuch war ihre Inspiration verbraucht. Morgen würde sie es noch mal probieren.

Es wurde Zeit, sich zur Hochzeit umzuziehen. Sie nahm das schöne grüne Kleid aus dem Schrank, das Fräulein Lisa für sie gemacht hatte. Sie betrachtete sich im Spiegel im Zimmer ihrer Eltern. Das Kleid stand ihr großartig.

Mutter flocht ihr ein Krönchen aus Margariten ins Haar.

"Hier, deine weißen Handschuhe."

"Du siehst wie eine Prinzessin aus", sagte Toos.

"Stimmt", sagte Lei, der an der Küchentür die Butter schlug, den Schweiß auf der Stirn. "Ich schön arbeiten, sie schön feiern. Und ich bin immer der Doofe."

"Armes Brüderchen", neckte ihn Dora. "Unser Arbeitseeselchen, ach Gottchen. Alles muss er für mich tun, und ich immer nur feiern. Jeden Tag. Woch ein Woch aus."

"Mädchen werden bevorzugt."

"Da merke ich aber nichts von, wenn ich die vollgeschissenen Hosen von den Kleinen waschen muss. Das hab ich dich noch nicht machen sehen."

"Ich habe dich noch nie Öl pressen gesehen. Das ist erstmal eine schwere Arbeit."

"Aufhören", sagte Mutter. "Heute Abend gehn wir alle zum Fest. Und für unser Buttermännchen wird doch wohl noch ein Stück Torte übrig sein."

Dora strich mit dem Finger am Butterfass entlang und steckte ihn in den Mund. Leckere, sahnige Butter. Das versprach viel Gutes für den heutigen Tag. Und die ganze Woche Butter aufs Brot.

Ein Einspänner rollte auf den Hof. Es war Jos, ein jüngerer Bruder von An.

"Schön, wenn man abgeholt wird", lachte Dora.

"Heute bist du wichtig", sagte Jos. "Ohne Brautjungfern keine Hochzeit."

Die anderen winkten ihr nach.

"Ich kann mich schon an keine Hochzeit mehr erinnern", sagte Dora, als sie auf die Straße einbogen.

"Stimmt", sagte Jos. "An hat ihre Hochzeit auch ein paar Mal verschoben, aber jetzt hatte es ihr gereicht. Sie hat Angst, dass sie grau ist, wenn der Krieg vorbei ist."

"Recht hat sie."

"Heute lassen wir uns mal richtig was kosten. Wir haben ein fettes Schwein für das Fest verwahrt. Da muss keiner Nägel kauen. Von allem gibts reichlich. Kuchen für hundert Mann. Und drei Fässer Bier."

"Das klingt ja vielversprechend."

"Man heiratet schließlich nur einmal."

Im Laufe des Tages merkte Dora, dass eine Hochzeit nicht nur feiern, sondern auch harte Arbeit bedeutete. Sie wurden von einer Ecke zur anderen geschleppt: Gemeindehaus, Kirche, in den Garten zum Fotografieren, zum Empfang im zum Festsaal umgebauten Kuhstall. Und überall musste sie und Dien strahlend neben der Braut stehen und ihr schönstes Lachen hervorzaubern. Und zusammen mit Dien musste sie immer hinter der Braut her rennen, wohin sie auch ging, vom Stall ins Schlafzimmer, um sich zu pudern, vom Festsaal zur Toilette. Und das nur, um die lange Schleppe hoch zu halten, damit kein Staub oder Dreck dran kam.

Endlich, nach dem Empfang, konnten sie kurz verschnaufen, und der Ziehharmonikamusik von Lei Seuren aus Dorp lauschen. Eigentlich hätte die Violinenmusik von Hannes Markx hier besser gepasst, aber die Zigeuner hatte man schon mehr als ein Jahr nicht mehr gesehen.

Schon war es wieder Zeit, hinter der Braut her zu laufen.

Beim Essen waren sie alle da, auch Lei, aber der hatte nur Augen für Dien.

"Pass auf", flüsterte Dora ihm ins Ohr. "Verlieb dich nicht. Sie ist deine Cousine."

"Ich bin doch nicht verrückt", sagte er, den Mund voll Torte.

"Ich sag es ja nur zur Sicherheit", sagte Dora. "Ist doch klar, bei einem Weibernarren wie du."

Spät abends wurden sie von Jos nach Hause gebracht.

Dora ging totmüde zu Bett, aber beim Ausziehen fielen ihr plötzlich die Worte für einen Brief ein. Noch halb angezogen fing sie an zu schreiben.

Liebe Annie,

ich war froh, als ich deinen Brief bekam. Ich hoffe, dass es dir trotz der Bombenangriffe immer noch gut geht in Berlin. Wir hoffen auf ein baldiges Ende des Krieges, aber wir sind machtlos. Es bleibt uns nur abzuwarten. Die Alliierten sind in Frankreich, aber das heißt ja nicht, dass sie schon vor der Tür ständen.

Leen, die mit einem deutschen Soldat geht, stolziert die letzten Monate durchs Dorf wie eine Königin. Sie bildet sich was darauf ein. Als ob sie es absichtlich täte, weil sie weiß, dass die Leute die NSBler hassen. Aber keiner kann was dran machen, obwohl ich habe munkeln hören, dass sie und der Soldat im Dunkeln schon mit Pferdeäpfeln beworfen wurden.

Ich schreibe oft in mein Tagebuch. Wenn du nach dem Krieg zurück kommst, darfst du alles lesen. Du bist und bleibst meine beste Freundin. Du wirst sehen, dass ich geradezu lächerlich viel über Harry schreibe, aber naja, ich bin immer noch schwer in ihn verliebt. Auch wenn ich es schade finde, dass er gerade so tut, als wäre ich Luft für ihn. Ich weiß immer noch nicht, ob es Verlegenheit ist oder ob er mich wirklich nicht wahrnimmt. Heute war ich Brautjungfer auf der Hochzeit meiner Cousine An, du weißt doch, An die hier früher schonmal geholfen hat. Dien, ihre Schwester, war die andere Brautjungfer. Es war ein Riesenfest. Für einen Moment schien es keinen Krieg zu geben. Wir sind zusammen mit dem Brautpaar auf den Fotos. Bin gespannt, wie die werden. Es war ein Freund des Fotografen mit einem Diaprojektor da, Herr Hustinx aus Roermond. So ein feiner Herr, mit Knickerbockern, genau wie der Doktor. Er hat Fotos gemacht, die man durch ein Guckglas betrachten muss, aber in Farbe. Dias. Verstehst du das? Ich nicht. Er hat uns ein paar gezeigt, von einer Prozession in Maastricht. Sie waren unglaublich schön. Wenn du also zurück kommst, kannst du mich in Farbe bewundern.

Mein Kleid war zartgrün, mit Spitzenärmelchen und weißem Kragen. Es würde dir auch gut stehen.

Ich hoffe, dass dir nichts zustößt. Pass gut auf dich auf. Ich bete für dich und ich möchte dich gern gesund wiedersehen. Ich hoffe, dass dich mein Brief noch erreicht.

Deine Freundin Dora.

Sie steckte den Brief in einen Umschlag und legte ihn unter das Kopfkissen. In Gedanken in Berlin, einer Stadt, so groß, dass sie sich keine Vorstellung davon machen konnte, ging sie schlafen. Wieviele Bombenangriffe brauchte man, um eine Stadt mit Millionen von Einwohnern kaputt zu kriegen?

"Die Amerikaner geben den Deutschen ordentlich was auf den Arsch", sagte Vater. "Sie treiben sie vor sich her. Zumindest, wenn es stimmt, was Radio Oranje erzählt."

"Wie weit sind sie noch von hier?"

"Das weiß ich nicht. Ich weiß nicht viel über Frankreich. Ich bin da noch nie gewesen."

"Ich fahre da hin", sagte Lei. "Nach dem Krieg."

"Was willst du da?"

"Einfach reisen. Sehen, wie die Franzosen leben."

"Das ist mehr was für reiche Leute. So weit kommen wir nicht. Ich bin nie weiter von zu Hause weg gewesen, als ich an einem Tag mit dem Fahrrad hin und zurück schaffe."

"Ich will was von der Welt sehen", sagte Lei. "Später will ich reisen. Mit dem Zug nach Frankreich. Alles will ich sehen. Italien. Rom."

"Dann wirst du wohl Papst werden müssen. Schlag dir das Reisen mal aus dem Kopf. Du wirst einfach Bauer, und ein Bauer ist immer zu Hause, bei seinen Kühen."

"Dann kommen die Kühe eben mit."

"Eine gute Idee", sagte Dora, die mit den Kleinen spielte.

"Wir könnten einen Zirkus aufmachen. Affen haben wir genug."

"Und was sollte ich dann tun?" fragte Vater.

"Den Clown spielen", sagte Lei.

"So'n lustiger Typ bin ich nicht."

"Stallknecht, bei den wilden Tieren, könntest du auch werden. Das tut ihr doch gern, den Stall ausmisten?"

"Je mehr Mist, desto dicker mein Portemonnaie."

"Und ich?" fragte Mutter.

"Ihr müsst mit Dora und Toos aufs Trapez."

"Das soll mir was werden", sagte Vater. "Sie hat doch schon Höhenangst, wenn sie die Treppe zum Schlafzimmer rauf geht."

"Schlangemensch wäre doch was", sagte Dora.

"Du bist die Assistentin bei meiner Illusionistennummer", sagte Lei.

"Mädchen durchsägen. Dafür brauche ich dich."

"Nur, wenn ich mit nach Frankreich darf."

"Aber es könnte sein, dass du in zwei Teilen zurück kommst."

"Macht nichts", sagte Dora. "Ich bin nicht empfindlich."

Am frühen Morgen, es war noch keiner auf, stand ein Lastwagen auf dem Hof. Eine Gruppe Männer in Landwachtuniformen holte drei Kühe aus dem Stall und zog sie auf den Wagen. Es ging so schnell, dass der Lastwagen schon weg war, als Lei runter kam. Vater stand verdattert in der Stalltür. Erst als der Wagen außer Sicht war, schien er zu begreifen, was passiert war. Wütend rannte er hinterher.

"Schweine! Gebt mein Vieh zurück! Dreckige Diebe! Mörder!"

"Ruhig Blut", sagte Thei van Lier, der rausgelaufen kam. "Wenn sie dich so toben hören, nehmen sie dich auch mit." Er legte seinen Arm um ihn. Heulend wie ein Kind, vom Nachbarn gestützt, ging Vater zum Haus zurück und setzte sich auf das Mäuerchen vom Misthaufen.

An diesem Tag blieb es totenstill im Haus. Jeder, auch die Kleinsten, verstand, welches Unglück sie getroffen hatte.

Es dauerte eine Weile, bis Vater wieder zu sich kam. Den ganzen Tag war er umhergeirrt, auf der Suche nach seinen Kühen, obwohl er wusste, dass es nutzlos war. Alle Kühe, die die Deutschen mitnahmen, wurden nach Deutschland gebracht. Ein Bauer nach dem anderen sah sein Vieh verschwinden. Und alle waren sie machtlos.

Auch Dora vermisste die Kühe, für die sie so lange gesorgt hatte. Es war grausig leer im Stall, jetzt wo die Hälfte der Tiere weg war. Blöde Kühe. Dass sie so an den Tieren hängen konnte, so sehr, dass es ihr die Kehle zuschnürte, wenn sie an sie dachte.

Schon früh am Morgen stand Lei an der Tür, um die großen Bomberformationen der Alliierten zu sehen. Amerikanische Fliegende Festungen, begleitet von Jägerschwadern. Aber von deutscher Gegenwehr war nicht viel zu merken. Hatten sie keine Jäger mehr, um anzugreifen? Waren ihre Geschütze außer Gefecht gesetzt? Lei hoffte, dass es so war.

Es stimmte. Die Deutschen gaben die Verteidigung auf und ergriffen in Massen die Flucht. Auch wenn die Leute aus dem Dorf nichts lieber sahen, es war trotzdem kein Vergnügen. Die Soldaten stahlen alles, was ihnen helfen konnte, schneller weg zu kommen. Autos, Motorräder, Fahrräder, alles. Selber gaben die Deutschen nicht zu, dass sie auf der Flucht waren. Aber außer ein paar NSB-Leuten glaubte ihnen eh keiner. Es sah eher so aus, als ob die Alliierten die Deutschen, die sich noch auf dem linken Maasufer aufhielten, von den Truppen auf der anderen Seite abschneiden wollten, um sie in den Peel zu treiben. Aber vielleicht war das auch nur ein Märchen. Um nicht noch mehr zu verlieren, schachteten Vater und Lei auf der Weide Gruben aus, in denen sie wertvolles Werkzeug und andere Sachen aus dem Haus vergruben.

Das älteste Fahrrad hatten sie hinter dem Heu versteckt, um notfalls noch ein Transportmittel zur Verfügung zu haben. Sie waren grade damit fertig, als ein Deutscher auf das Grundstück kam.

"Wo sind die Fahrräder?"

"Haben wir keine mehr. Die sind schon abgegeben."

An Vaters Augen sah der Soldat, dass ihm was vorgelogen wurde.

"Flott, rück das Rad raus." Er drückte Vater seine Pistole an die Schläfe.

"Schnell, hol das Fahrrad." Lei sah ein, dass der Deutsche zu allem fähig war, und das machte ihn lebensgefährlich. Schnell holte er das Fahrrad hinter dem Heu hervor.

"Hier ist eine Quittung." Der Mann kritzelte etwas auf ein Stück Papier, gab es Vater und verschwand auf dem Fahrrad. Bedröppelt sahen sie ihm nach.

"Der hat es ja sehr eilig, nach Hause zu kommen", sagte Vater. Wütend riss er den wertlosen Zettel klein. "Der hat Angst, dass ihm die Engländer eine Kugel ins Arschloch schießen."

Die Freude über die Flucht des Feindes war von kurzer Dauer. Noch am selben Tag sahen sie voller Entsetzen ganze Kolonnen deutscher Panzer Richtung Meijel rollen. Sie hatten kehrt gemacht und sogar noch Verstärkung bekommen.

"Die Eroberung der Brücken muss fehlgeschlagen sein", sagte Vater.

"Vielleicht hatten die Deutschen einen wahnsinnig schlaunen Plan und haben die Alliierten jetzt in die Zange genommen."

"Ich weiß nicht mehr, was wahr ist", sagte Thei van Lier. "Radio Oranje berichtet nur noch von Siegen."

"Sie wollen auch, dass der Krieg vorbei ist."

"Die Leute sitzen im sicheren London. Und uns fliegen die Granaten um die Ohren. Die sollen lieber die Wahrheit sagen."

Lei fiel auf, dass, obwohl die Deutschen wieder angriffen, noch immer deutsche Soldaten in entgegengesetzter Richtung vorbeizogen. Und die nahmen noch immer alles mit, was sie brauchen konnten. Fahrräder, aber auch Karren, sogar Schubkarren und Kinderwagen.

An den Nummernschildern einiger Autos sah man, dass sie in Belgien gestohlen worden waren. Aber auch alle Kühe, Kälber und Schweine, die sie noch zu fassen bekamen, namen die Deutschen mit in die Heimat. War denn der Gegenangriff mit dem schweren Material nur eine Täuschung, um der gescheiterten Armee den Rückzug nach Deutschland zu ermöglichen?

Ein Mann aus Meijel, der mit einem kranken Kind hinten auf dem Fahrrad auf dem Weg zum Doktor in Panningen war, erzählte, dass die Deutschen den Kirchturm von Meijel gesprengt hätten.

"Furchtbar", sagte Thei. "Nicht einmal Gott ist mehr sicher. Warum tun die Moffen so was?"

"Um zu verhindern, dass die Amerikaner die Kirchtürme für ihren Funkverkehr nutzen können", sagte Vater. "Passt mal auf, bald ist unsere Kirche auch dran."

Vater machte seine Runde, um zu überprüfen, ob die Häuser ordentlich verdunkelt waren. Er war gerade losgegangen, als ein deutscher Soldat an der Tür stand. Das Blut lief an seinen Stiefeln runter. Seine Beine waren offen.

"Können Sie mir helfen?"

"Setz dich hin", sagte Mutter. "Was ist passiert?"

"Eine Bombe, genau auf unseren Panzer. Alle sind tot. Nur ich konnte fliehen."

Dora schnitt die kaputten Stiefel und Hosenbeine von seine Beinen. Mit warmem Wasser wusch sie die Wunden aus. Der Erste Hilfe-Kursus, den sie bei der KJM gemacht hatte, war ihr jetzt nützlich.

"Schnell, den Schnaps." Lei nahm die Flasche aus dem Schrank.

Mit dem Schnaps desinfizierte Dora die Wunden und verband sie mit Lappen, die sie aus einem sauberen Laken schnitt.

Sie gaben dem Soldaten eine alte Hose von Vater, mit weiten Beinen, die ihn nicht beim Gehen behinderten.

"Ich danke Ihnen", sagte der Junge, aufrichtig dankbar für die Hilfe. "Ich gehe nicht zurück zur Armee. Ich will nach Hause. Ich hasse den Krieg."

"Dann geh doch einfach", sagte Dora.

"Ich habe aber Angst. Die SS* hat ihre Truppen hinter den Linien. Deserteure werden zurück an die Front geschickt, oder hingerichtet."

"Du bist schwer verletzt. Du kannst doch nicht kämpfen."

"Das ist den Schweinhunden egal. Deutschland hat jetzt zu wenig Soldaten. Wer nicht zurück an die Front geht, wird erschossen."

"Dann bleibst du eben hier. Solange, bis du sicher zurück kannst."

Dora stellte ihm einen Teller Eintopf hin, den er mit großem Appetit afaß. Wie lange mochte er nichts gegessen haben?

"Wie heißt du?"

"Horst Lampe. Ich bin Student. Ich bin erst siebzehn."

"Was macht ein Junge wie du an der Front?"

"Die schicken schon Fünfzehnjährige in den Krieg. Der Hitler ist verrückt."

"Bring ihn ins Speicherzimmer", sagte Mutter. "Da ist er vorläufig sicher."

Dora brachte das Bett in Ordnung. Lei schleppte einen frisch gestopften Strohsack nach oben.

"Hier liegen noch die Bücher von Jöbke." Lei nahm ein paar, und studierte die Titel. "Als ob sie hier auf seine Rückkehr warten würden."

"Lass sie hier. Dann hat Horst Beschäftigung."

"Gemütlich ist es hier", sagte Horst, als er nach oben kam.

"Naja", sagte Dora. "Hier ist es jedenfalls trocken und warm."

"Für mich ist es wie im Paradies. Ich habe ein halbes Jahr wie eine Kröte im Moor gelebt. Ein Bett zu haben, das ist wie im Himmel."

Tagelang blieb es ruhig. Kriegsstille. Trügerische Stille. Lei und Thei hörten jeden Tag Radio. Radio Oranje jubelte, dass die Deutschen noch weiter zurückgeschlagen wurden. Tausende alliierter Fallschirmjäger waren bei Arnheim, Nimwegen und Grave gelandet, um die Brücken über Rhein, Waal und Maas zu erobern und den Deutschen den Rückzug über die Flüsse abzuschneiden.

"Die Moffen sitzen in der Falle", sagte Thei. "Jetzt müssen sie sich wohl ergeben. Oder sie fangen jetzt erst Recht an, wie die Irren um sich zu schlagen."

Letzteres schien zu stimmen. In den folgenden Tagen ging der Beschuss weiter. Die Kanonen am Kanal polterten regelmäßig. Das Dorf lag mitten im Frontverlauf. Der Krieg war so nah, dass der Luftalarm fast dauernd erklang. Dann krochen sie alle in den Schutzkeller, einschließlich Horst. Die Deutschen ließen sich kaum noch im Dorf blicken. Auch sie hielten den Atem an, in Erwartung der Einkesselung durch die Alliierten. Es ging ihnen an die Nerven.

Dora pendelte zwischen der Küche und der Höhle hin und her. Wenn es eine Weile ruhig blieb, wagte sie sich aus dem Silo, blies das Feuer im Ofen an und versuchte was zu essen zu machen. Es stand noch ein bisschen Weißkohl und Wirsing im Garten und Kartoffeln hatten sie genug. Aber wegen der Hetze kam beim Kochen nicht viel raus. Es gab jeden Tag Kohleintopf und Spiegeleier, im Wechsel mit Kohleintopf mit gekochten Eiern und Kohleintopf mit Omlett. Und wer eine dumme Bemerkung darüber machte, bekam von Vater dermaßen eine hinter die Ohren, dass er schnell vergessen hatte, dass ihm Kohleintopf mit Eiern zum Halse raushing.

Die Deutschen brachten ihre schwere Artillerie im Dorf in Stellung, hier und dort einfach zwischen den Häusern. Nach jeder Salve, die sie anfeuerten, wurde das Geschütz umgesetzt, sodass die Alliierten es nicht orten konnten. Fenster und Türen der Häuser mussten offen bleiben, wegen der Druckwellen. Wo alles geschlossen blieb, klirrten die Scheiben aus den Falzen.

Viele hatten Angst und warteten nicht auf eine Anordnung der Gemeinde, an sicherere Orte umzuziehen. Sie machten sich aus eigenem Antrieb aus dem Staub. Aber oft hatten sie doppeltes Pech. Deutsche auf dem Rückzug beschlagnahmten ihre Karren und Wagen mit all ihrem Hab und Gut und ließen die enttäuschten Flüchtlinge ohne alles zurück.

Mutter holte ein paar heulende Leute aus Meijel rein, die auf ihrer Flucht alles an die Moffen verloren hatten. Sie gab ihnen Butterbrote und Kaffee. "Der Teufel soll die Drecksäcke holen", sagte der Mann, und verschluckte sich vor lauter Wut am Muckefuck. Das machte ihn noch wütender. Vater redete ihm gut zu, um ihn zu beruhigen, denn er war im Stande, einfach auf die Straße zu laufen und den ersten besten Deutschen zu erwürgen.

"Gehen wir auch weg?" fragte Mutter, als die Leute wieder weg waren.

"Wohin denn?" sagte Vater. "In Dorp bei Hermes Peeters ist es genauso gefährlich wie hier. Die Deutschen sind noch überall."

Keiner wusste, ob es klug war, zu Hause zu bleiben, aber es erwies sich als ein weiser Entschluß. Es blieb ein paar Tage ruhig.

Zu allem Überfluss wurde Bertha krank. Als Dora sie melken wollte, kam sie nicht mehr auf die Beine. Sie hatte zu viel von dem Grün gefressen, das auf den brachliegenden Stoppelackern spross. Ihr Bauch war prall vom Gas. Mit Thei van Liers kleinem Einspanner holte Vater Miena Thijssen ab. Die wusste Rat. Sie spitzte einen Stock an, steckte ihn zum Desinfizieren in Schnaps, und stach ihn mit aller Gewalt durch die Haut in den Bauch der Kuh. Das Gas entwich zischend nach draußen.

Der Kuh schien es nicht einmal weh zu tun. Erleichtert versuchte sie sofort wieder aufzustehen.

"Gebt ihr mal einen Tag nichts zu trinken", sagt Miena. "Kein Wasser und Futter. Ihr habt Glück, noch ein paar Stunden, und der Magen wäre geplatzt."

"Wir gehen angeln", sagte Vater, als Lei nach einer Nacht Öl pressen erst spät mittags aus dem Bett kam. "Ich habe Lust auf was Herzhaftes."

Lei nahm die Forke, rammte sie in den Boden und ließ sie hin und her vibrieren. Ein paar glibbrige Regenwürmer krochen hervor. Er tat sie in ein Töpfchen mit Sand. Innerhalb von zehn Minuten war es voll.

"Hmm", sagte Jan als Lei das Töpfchen auf den Tisch stellte. "Wenn ich ein Fisch wäre, ich wüsste schon was."

"Du darfst gern ein paar essen. Regenwürmer sind gut gegen Jugendakne."

"Dann iss das Töpfchen mal selber leer."

Lei warf einen Blick in den Rasierspiegel auf der Anrichte. Ein paar Pickel auf der Stirn. Aber die hatten doch alle Jungs?

Sie fuhren zum Kanal. Kaum hatten sie die Angel ausgeworfen, als die deutsche Artillerie von der anderen Kanalseite zu schießen begann.

"Arschlöcher", knurrte Vater. "Die gönnen uns keine Ruhe."

Als ob die Deutschen ihn hätten schimpfen hören und bestrafen wollten, explodierte eine Granate in der Luft.

"Schnell nach Hause." Wie die Irren rasten sie zurück.

"Warum guckt ihr so komisch", sagte Mutter, als sie reinliefen.

"Wir saßen kaum am Kanal, als uns schon die Granaten um die Ohren flogen", keuchte Vater. "Wir sind dem Tod entronnen."
"Dann dankt dem Himmel. Ihr lebt noch."
Lei tastete kurz unter seinen Pullover. Verdammt, er hatte vergessen sich das Medaillon von der Lieben Frau Von Kevelaer anzustecken. Es war wirklich ein Wunder, dass er noch lebte.
"Gehen die Deutschen auch zur Maria in Kevelaer?"
"Ja sicher", sagte Mutter. "Wieso?"
"Wie kann Maria so die Wünsche von allen erhören? Beschützt sie uns vor den Deutschen und die Deutschen vor uns?"
"Sie hilft, wem sie helfen will, ohne Ansehen der Person."
"Uns hat sie jedenfalls geholfen", sagte Lei. "Dabei hatte ich ihr Medaillon noch nicht mal an. Wir hätten tot sein können."
"Da dürfen wir ja wohl einen drauf trinken", sagte Vater. Er schenkte einen ein, auch für Lei.
"Auf ein langes Leben." Lei nippte am Gläschen. Lecker, der Schnaps half. Er fühlte, wie das Blut in seinen Körper zurückströmte. Sein Kopf wurde ein bisschen leicht, aber das war ein schönes Gefühl. In einem leichten Kopf war kein Platz für Angst.
"Noch einen Halben?"
"Gern." Er fing an, Geschmack daran zu bekommen. Immer öfter trank er ein Gläschen mit, das hatte er in der letzten Zeit bei den Bauern gelernt, bei denen er Öl pressen kam. Weil er so groß war, nahmen sie ihn für voll. Wenn er fertig war, wurde immer auf die gute Ausbeute angestoßen. Manchmal hatte er auch einen über den Durst. Wenn er dann nach Hause fuhr, glaubte manchmal, nicht auf einem Fahrrad zu sitzen, sondern zu fliegen.

Der Beschuss hatte wieder begonnen. Die ganze Familie Steeghs saß fast Tag und Nacht im zum Luftschutzkeller umgebauten Silo. Und die Nachbarn waren oft bei ihnen, der Geselligkeit wegen. Und Horst. Es war so eng, dass sie Hintern an Hintern auf den Bänken saßen. Je mehr Leut desto mehr Freud, das sollte sich wieder bewahrheiten. Die Geselligkeit sorgte dafür, dass keine Langeweile aufkam.

Beim Licht der Stalllaterne, die das ganze Loch nach Petroleum stinken ließ, spielten sie **Gänsepiel**. Und Jokern, Tuppen und Herzenjagen, bis sie schwarz wurden.

Jollo, der ziemlich abgenommen hatte, seit er sich selbst durchs Haus bewegen konnte, las unerschütterlich weiter. Er verschlang einen dicken Wälzer nach dem anderen. Und alle auf Französisch. *Manon des Sources*. *L'Aveugle*. *La Guerre de 14-18*. *Les Infirmières*. Er genoss es, dass keiner die Titel verstand. Man konnte sich drauf verlassen, dass sie was Anderes bedeuteten, als was man vermutete. Manchmal war Jollo ein echtes Ekel. Aber zum Glück gab es ja Horst. Der schlug alles! Der konnte auch französisch lesen. Und dem konnte Jollo nichts weismachen. Horst übersetzte den anderen die Titel.

Um den Mut nicht zu verlieren, wurden alle Witze rausgekrämt, an die sie sich erinnern konnten. Hauptsächlich Witze über die Moffen. Es gab doch nichts Schöneres, als über jemand zu lachen, vor dem man sich fürchtete. Sogar Horst lachte mit.

Aus Schafen wurde nicht viel. Erst als Thei van Lier mit seiner Bande in seinen eigenen Silo-Iglo abgezogen war, rollten sie sich in die Decken auf dem Stroh. Herrlich duftendes Stroh. Das noch was, in diesen Zeiten wo es nichts gab.

Die Deutschen hingen Plakate auf, die in drohendem Tonfall befahlen, dass sich alle arbeitsfähigen männlichen Einwohner ab sechzehn Jahren zu melden hatten. Sie sollten beim Anlegen einer Verteidigungslinie im benachbarten Dorf Egchel eingesetzt werden. Die Deutschen hatten dort mit dem Ausheben von Panzergräben und Wällen angefangen. General Erdmann, der Kommandeur der Siebten Fallschirmjägerdivision, hatte sich in den Kopf gesetzt, dass der Aufmarsch der Alliierten da zum Stehen gebracht und notfalls ein Grabenkrieg geführt werden sollte. Er wollte sich mit seiner kompletten Division eingraben.

Die ausgehobenen Männer mussten selbst Werkzeug mitbringen. Schüppen, Hacken, und Decken für die Nacht. Die Arbeiten sollten drei Tage dauern. Das Plakat endete mit der Warnung, dass bei Nichtbefolgen dieses Befehles Repressalien gegen die Bevölkerung die Folge sein würden.

"Diese Verteidigungslinie ist doch vollkommen sinnlos", sagte Thei van Lier. "Dieser Erdmnn ist der Einzige, der an so einen Grabenkrieg glaubt. Die Amerikaner stehen schon überall um uns herum. Hätte er mal Radio Oranje gehört. Da hatten sie eine Reportage über die Befreiungsfeiern in Maastricht und Eindhoven. In Eindhoven haben sie schon eine ganze Reihe Kriegsverbrecher verhaftet."

"Glaubst du Radio Oranje denn?" fragte Vater.

"Jetzt schon", sagte Thei. "Ich habe gut gelaunte Menschen Limburgisch Platt reden hören. Das kann kein Betrug sein. Die sind tatsächlich befreit."

Durch das Leben zwischen den zwei Fronten stieg die Spannung weiter an. Erst schlug in der Nähe eine Granate ein, kurz darauf hörte man eine Maschinengewehrsalve, von wer weiß woher. Und die Deutschen brachen in Panik aus. Es schien, als wäre ihnen selbst immer weniger klar, was sie taten. Obwohl die Soldaten abzogen, zog die Deutsche Armee immer noch Truppen von der Ostfront ab, wo sie von der Russischen Armee zurückgedrängt worden waren. Die abziehenden und ankommenden Truppen begegneten sich, was zu Spannungen zwischen Offizieren und Soldaten führte, denn auch von denen verstand keiner mehr, was das Ganze sollte. Die Leute in Beringe waren mit ihren Nerven am Ende. Es war ein Leben zwischen Hoffen und Bangen. Hoffnung auf den Sieg der Alliierten, Furcht vor der Kampfkraft der Deutschen. Und die ganze Zeit hatten sie einen deutschen Soldaten im Hause. Horst erholte sich zügig. Jeden Tag saß Dora mit ihm zusammen und erzählte. Den Gesprächen entnahm sie, dass auch die meisten Deutschen wollten, dass der Krieg ein Ende nahm. Besonders Horst. Er hatte ja auch nicht um diesen Krieg gebeten. Er wollte zurück nach Hause und seine Ausbildung fortsetzen. Er war auf dem Gymnasium, und wollte später mal Medizin studieren. Aber stattdessen saß er bei hilfsbereiten Menschen in Feindesland, und hatte Angst vor seinen eigenen Landsleuten. Zum Glück lernte er schnell. Die niederländische Sprache war für ihn überhaupt kein Problem, sodass er in Jöbkes Büchern etwas Ablenkung fand.

Niemand schenkte dem Aufruf der Deutschen, in Egchel Gräben auszuheben, Gehör. Alle Männer und Jungen suchten nach Ausreden, um sich nicht melden zu müssen. Und wem keine einfiel, der tauchte unter.

"Taucht ihr nicht unter?" fragte Lei seinen Vater.

"Das ist nicht nötig. Im meiner Funktion beim Luftschutz bin ich von anderen Pflichten befreit."

"Ich bin noch zu jung", sagte Lei. Jetzt war es günstig, dass Fünfzehnjährige noch nicht als volljährig betrachtet wurden. Es stand in seinem Ausweis*: 15.

Harry, der schon sechzehn war, sein Bruder Wiel und ein paar andere Jungen aus der Gegend, darunter auch Sef Jacobs, hatten weniger Glück. Sie gruben ein Loch unter dem Boden eines Hühnerstalls. Harry schleppte alles Essbare dort hin. Und Kerzen, Kartenspiele und Würfel, damit sie es nur recht lange darin aushielten.

Lei fing an, den Luftschutzkeller zu verstärken. Wer weiß, vielleicht waren ja noch schwerere Zeiten im Anzug. Er stach schubkarrenweise Grassoden aus, um damit das Dach des Silos zu verstärken. Und er schleppte Lebensmittel, Wasser, Strohgarben und alte Decken in die Höhle, für den Fall, dass sie längere Zeit darin verbringen müssten.

"Ein Brief für dich."

Dora nahm den Umschlag vom Postbeoten entgegen. *Annie Roosen. P/a Rodenbacherstraße 34. Berlin. Deutschland.*

Elig riss sie ihn auf. Der Brief war schon ein paar Monate alt. Er war auf den 28. Juli datiert.

Liebe Dora,
ich schreibe dir aus Berlin, weil ich immer an dich denke. Ich arbeite jetzt schon seit drei Wochen als Dienstmädchen bei Frau Zubirna, der Frau eines hohen Offiziers. Ich habe ihn nur kurz gesehen, als er auf Urlaub war, ein netter Mann, auch wenn du das vielleicht von Deutschen nicht sagen darfst. Er ist wieder zur Front abgereist. Seine Frau befürchtet, dass er nicht mehr zurückkommt, denn es wird überall schwer gekämpft. Sie wissen hier auch, dass die Amerikaner in Europa sind, obwohl die Zeitungen kaum darüber berichten. Die schreiben nur über einen taktischen Rückzug des deutschen Heeres, aber keiner glaubt es wirklich.
Ich schäme mich immer noch wegen des Tabaks. Aber ehrlich, ich konnte nichts dagegen tun. Ich hoffe, dass es unsere Freundschaft nicht für immer trübt. Du konntest doch auch nichts daran ändern, dass du mich nicht mehr sehen durftest.
Zwei Abende in der Woche muss ich zum Deutschunterricht, zusammen mit anderen Dienstmädchen aus dem Viertel. Sie kommen von überall her, aus Polen, Russland, Italien und manche sogar aus Afrika. Es gibt hier schwarze Mädchen aus Kamerun und Südafrika. Du traust deinen Augen nicht. Früher kannte ich Schwarze nur aus den Missionsblättchen. Dafür haben wir Silberpapier gesammelt. Aber diese Mädchen laufen in schicken Sachen rum und sprechen drei, vier Sprachen. Und manche wollen Ärztin werden. Die können besser Deutsch als ich. In ihrer Gesellschaft fühle ich mich immer wie ein Bauerntrommel. Du siehst, es scheint, als ob die Welt auf dem Kopf steht. Ich glaube, dass unsere Lehrer und Pastoren uns über Afrika nur erzählt haben, was ihnen in den Kram passte. Viele Mädchen, auch die aus Afrika, sind nach Berlin gekommen, weil sie glauben, dass diese Stadt der Nabel der Welt ist. Das war sie bestimmt auch mal, mit ihren Opernhäusern, Konditoreien und Parks. Und den vornehmen Alleen, mit einem eleganten Modegeschäft neben dem anderen. Hier laufen eine Menge Damen rum, so elegant, wie bei uns nur die Königin.
Vor den Bombenangriffen muss Berlin eine schöne Stadt gewesen sein, aber so wie es jetzt aussieht, bleibt davon nicht viel übrig. Die Stadt wird oft bombardiert. Wir hocken jede Nacht in den Luftschutzkellern. Die sind unglaublich groß, tausende von Menschen passen hinein. Es gibt sogar Krankensäle und Küchen. Aber für die Kinder von Frau Zubirna ist es die Hölle. Sie kriegen nie genug Schlaf und sind krank vor Erschöpfung.
Viel Zeit zum Schreiben habe ich nicht. Frau Zubirna scheucht mich herum. Ich verstehe sie ja, sie verliert die Nerven. Kein Mensch weiß noch, wo er dran ist. Alle sind gehetzt. "Wir haben uns geirrt, wir haben uns geirrt" sagt Frau Zubirna tausend Mal am Tag. Sie sagt nie, was sie damit meint, aber ich glaube, dass die damit sagen will, dass früher so viele Deutsche dem Hitler hinterher gelaufen sind. Wenn sie nochmal die Wahl hätten, hätte er sicher keine Chance. Stell dir vor, dass niemals Krieg gegeben hätte, und auch keinen NSB. Dass wir ganz normal weiter zur Schule hätten gehen können, und zur Hauswirtschaftsschule. Und jeden Montagabend zur KJM. Wie schön wäre das doch Leben gewesen.
Schreibst du mir zurück, wie es dir geht? Und deiner Familie? In der Hoffnung, dass dich mein Brief erreicht.
Deine Freundin Annie.

Dora war ganz gerührt. Sie las den Brief bestimmt drei Mal durch und brauchte eine ganze Weile, um den Inhalt zu verarbeiten. Sie konnte es sich kaum vorstellen: Annie in Berlin. Und abends in einer Klasse mit Mädchen aus der ganzen Welt, mit afrikanischen Mädchen, die nicht etwa nackt rumliefen, sondern auf Doktor studierten!
Was Annie schrieb, stimmte. Wahrscheinlich war die Welt ganz anders, als sie in Beringe annahm. Sie hätte sich gern mal angesehen, wie Annie in Berlin wohnte. Und diese riesigen Luftschutzkeller. Bei ihnen zu Hause war der Luftschutzkeller nur ein Futtersilo mit einer Balkendecke und einer dicken Schicht Grassoden drauf.
Sie würde gerne mal mit Annie durch Berlin bummeln, und sich die Augen an all den Modegeschäften wund gucken. Schade, dass das jetzt alles zerstört werden sollte.

Kein Mensch hatte sich blicken lassen für den Einsatz beim Bau der Verteidigungslinie. Zornig machten sich die Deutschen auf die Suche nach den Männern, aber sie wurden noch wütender, als alle ausgeflogen waren. Ein paar Jungens aus Panningen hatten Schutz auf dem Heuboden von Steeghs gefunden. Lange hielten sie es da aber nicht aus. Es war für sie zu hart, nicht rauchen zu können, also tauchten sie bei Harry und den anderen im Hühnerstall unter. Im Haus hofften alle, dass die Deutschen Warte in den Ohren hatten, denn beim Karten machten die Burschen einen solchen Lärm, dass man es in ganz Beringerhoek hören konnte. Zum Glück hatten die Deutschen zu wenig Leute, um die Nachbarschaft zu kontrollieren. Am Samstag hörten sie auf Radio Oranje, dass die Engländer in den vorausgegangenen Tagen versucht hatten, von Overloon aus den ganzen Peel unter Kontrolle zu bekommen. Wegen des schlechten Wetters hatte sich eine Reihe Panzer in den Mooren festgefahren. Dieser Rückschlag machte klar, was General Erdmann mit seiner Verteidigungslinie bezweckte. Sein Plan war, dass die Peel-Moore ein Hindernis gegen den Aufmarsch der Alliierten bilden sollten. Die Verzögerung wollte er nutzen, um den Alliierten einen herzlichen Empfang zu bereiten.

6

Die Deportation

Oktober 1944 - November 1944

Dora wurde von einer Maus geweckt, die ihr über das Gesicht lief. Sie schrak auf, das Tierchen flog vom Bett und versteckte sich hinter dem Kleiderschrank. Sie hatte keine Angst vor Mäusen. Auf dem Heuboden oben hörte sie sie immer rascheln. Aber was sie jetzt hörte, war etwas Anderes. Es kam von draußen. Schritte? Lief da jemand rum? Oder war es Bruun? Auf Zehenspitzen schlich sie zum Fenster. Da standen ein paar Männer auf dem Hof. Im Dunkeln konnte sie sie nicht unterscheiden. NSB-Männer? Soldaten? Oder waren es schon Amerikaner und die Deutschen auf der Flucht? Mit klopfendem Herzen zog sie sich an, schlich nach unten und horchte an der Tür. Sie hörte deutsche Stimmen. Laute Befehle, die wie Flüche klangen. Enttäuscht ging sie zu Bertha, die ihr mit ihrer fleischigen Zunge tröstend die Hand leckte.

Lei ging zur Frühmesse um sieben Uhr. Das war sicherer als die späteren Gottesdienste, weil so früh am Sonntag nie Deutsche auf der Straße waren.

"Ich würde ja an deiner Stelle lieber zu Hause bleiben", sagte Dora. "Da ist was im Gange. Draußen wimmelt es von Deutschen. "

"Lei muss in die Messe", sagte Mutter. "Das ist Sonntagspflicht."

"Aber muss man auch in die Kirche, wenn man sich dadurch in Gefahr bringt?" fragte Dora.

"Der Himmel wird ihm beistehen."

"Ach, vielleicht ist ja auch gar nichts", sagte Lei. "Vielleicht graben die Deutschen ihre Panzergräben selber."

"Im Leben nicht", sagte Dora. "Horst sagt, dass sie viel zu wenig Leute haben."

Lei war kaum aus der Tür, als er von Soldaten angehalten wurde, in der Hand Pistolen. Grimmige Figuren. Auf ihrer Uniform trugen sie Fallschirmjägerabzeichen.

"Ausweis." Zum Glück hatte er den bei sich.

"Wohin gehst du?"

"Zur Kirche."

"Die kann warten." Ein Soldat kontrollierte den Personalausweis. "Wie alt bist du?"

"Fünfzehn."

"Du lügst. Du bist älter. Der Ausweis ist gefälscht."

"Das ist nicht wahr. Ich habe ihn im Gemeindehaus bekommen."

"Wo wohnst du?"

Er zeigte auf den Bauernhof.

"Umziehen und mitkommen. Du wirst beim Schanzen* helfen."

Mutter erschrak sich zu Tode, als Lei mit den Soldaten rein kam, die Pistolen im Anschlag.

"Los. Beeil dich."

"Er ist doch erst fünfzehn", sagte Mutter, die sich jetzt schuldig fühlte, weil sie ihn in die Kirche geschickt hatte. "Er ist doch noch ein Kind."

"Unsinn. Er ist ein erwachsener Mann und stark genug zum Arbeiten."

Ein Soldat hatte Vater aus dem Bett geholt, der aber seinen Ausweis zeigen konnte, der bewies, dass er Luftschutzwart war. Er brauchte nicht mit. Sie hatten es zu eilig, auch noch auf dem Söller zu suchen. Hätten sie Horst und sein Kämmerchen gefunden, wären der seines Lebens nicht mehr sicher gewesen.

Mutter weinte, als Lei aus der Tür ging.

"Wein doch nicht", tröstete sie Lei. "Die paar Tage arbeiten in Egchel halte ich schon aus."

Auf der Straße sah er, dass die Soldaten überall Jungen und Männer aus den Häusern geholt hatten. Auch Harry. Lei hatte ihn noch nie so schlecht gelaunt gesehen.

"Ich dachte, du wärst untergetaucht?"

"Ich war gerade im Haus beim Frühstück. Meine Spiegeleier mit Speck liegen noch auf dem Teller. Wer rechnet denn so früh am Sonntagmorgen mit den Deutschen?"

Beim Genossenschaftsgebäude wurden die Männer gesammelt, um gemeinsam nach Egchel zu marschieren. Nach einer Stunde waren es ungefähr fünfzig Mann.

"Du warst doch auch untergetaucht?" fragte Lei Tjeu Gommans, einen Burschen von siebzehn.

"Ich war in der Kirche", sagte Tjeu. "Sie haben die Kirche umzingelt. Wir saßen wie die Mäuse in der Falle. Nach der Messe haben sie uns festgenommen."

"Wir wären besser auf De Schorft untergetaucht", sagte Harry. "Weit weg. Dann wären wir vielleicht nicht so dumm gewesen, essen zu gehen oder in die Kirche."

Pierre Nijssen, ein Bauer aus Beringe, beschwerte sich, weil er nicht in Sonntagssachen mit der schippen gehen wollte. Er wollte sich zu Hause umziehen, aber der Offizier, den er ansprach, schritt ihn dermaßen zusammen, dass er schnell seinen Mund hielt. Als in anderer anfang, von seiner Unabkömmlichkeit auf dem Hof zu mosern, schoß ein verärgerter Deutscher ein paar Mal in die Luft, um noch einmal unmissverständlich klar zu machen, dass sie es ernst meinten und dass bloß keiner versuchen sollte, abzuhaue.

"Haben die denn noch Sinn, die Verteidigungslinien?" wollte Harry von Pierre Nijssen wissen. "Die Engländer werfen Deutschland in Trümmer. Es nützt doch nichts, ein paar Panzer aufzuhalten."

"Ich weiß es auch nicht", sagte Pierre. "Die Moffen wissen doch selbst nicht mehr, was sie tun."

Ein Auto mit einem hohen deutschen Offizier hielt an, den die Soldaten mit Herr Obersturmbannführer anredeten. Es schien Ströbel zu sein, der oberste Chef des limburgischen Sicherheitsdienstes. Er war für die Aktion verantwortlich. Sein Name stand unter den Plakaten. Vor seinem Auto stehend, sprach Ströbel zu den Männern. Er sagte, dass er ihre Festnahme befehlen musste, weil sich für die Arbeiten an der Verteidigungslinie niemand freiwillig gemeldet hätte. Sie seien selber Schuld.

Die Gruppe wurde in Marsch gesetzt; aber seltsamerweise marschierten sie nicht Richtung Eghel, sondern nach Panningen.

Nachdem Lei weg war, wurde es ruhig im Haus. Auch die Kleinen hielten sich mucksmäuschenstill.

"Er ist viel zu jung für so eine schwere Arbeit", sagte Mutter.

"Mach dir nicht solche Sorgen", sagte Vater, und nahm sie tröstend in den Arm. "Lei ist stark. Ein paar Tage graben schaden ihm nicht." Aber die Falten auf seiner Stirn verrieten, dass auch er sich Sorgen machte.

"Lei hat doch gar nichts mit", klagte Mutter. "Wir müssen ihm warme Sachen bringen. Und eine Decke, wenn sie da schlafen müssen."

"Ich bringe ihm die Sachen." Dora nahm eine Tasche mit Arbeitskleidern, eine dicke Jacke, eine Decke und etwas zusätzlichen Proviant. Sie zog ihre Jacke an und ging zur Genossenschaft, aber da waren keine Männer mehr zu sehen.

"Sie sind schon weg", sagte Lien Nijssen, die Frau von Pierre, die mit einem Grüppchen Frauen zusammen stand. "Sie sind nach Panningen gegangen."

"Nicht nach Egchel?"

"Wir verstehen das auch nicht."

"Komm, du Schöne", rief ein Soldat. "Kannst ein Bier mit uns trinken." Dora tat, als hätte sie ihn nicht gehört und ging zurück nach Hause.

"Braucht Lei die Sachen denn nicht?" fragte Mutter. "Ist er heute abend wieder zu Hause?"

"Sie sind schon weg. Wohin, weiß ich nicht. Jedenfalls nicht nach Egchel."

In Panningen angekommen, schickte man den Trupp Richtung Maasbree. Unterwegs schlossen sich ihnen Gruppen von Männern aus Helenaveen, Grashoek und Koningslust an. Jetzt erst wurden sie wirklich unruhig. Pierre Nijssen fragte einen der begleitenden Soldaten, was das denn nun sollte. Der erzählte, dass sie kurz vor dem Abmarsch aus Beringe gehört hätten, dass schon genügend Leute in Egchel im Einsatz seien und sie jetzt bei Grabarbeiten in Blerick beschäftigt würden.

Erst nachdem sie das Dorf Maasbree hinter sich gelassen hatten, durften sie sich kurz am Wegesrand ausruhen. Sie waren durstig von dem langen Marsch. Die meisten hatten ja seit dem Vorabend nichts mehr getrunken. Wer sonntags zur Kommunion gehen wollte, musste ab Mitternacht nüchtern bleiben.

"Wasser holen." Ein Soldat schickte Lei und Harry zu einem Bauenhof.

"Wohin bringen sie euch?" fragte die Bäuerin, die ihnen beim Wasser schöpfen half.

"Wüsste ich das mal", sagte Lei. "Wir sollen Verteidigungslinien graben."

"In Maasbree haben sie auch Männer festgenommen", sagte die Frau. "Aber die haben sie nach Venlo gebracht."

"Wir müssen nach Blerick."

"Kann sein, aber ich habe gehört, dass sie alle Männer am Bahnhof in Venlo sammeln."

"Was sollen die denn am Bahnhof?"

"Mit dem Zug weg. Was soll man denn sonst am Bahnhof?"

"Dann schicken sie uns nach Deutschland", sagte Harry erschrocken. "Aber ich will nicht nach Deutschland."

"Wir versuchen, abzuhaufen", sagte Harry.

Während sie mit vollen Eimern hin und her liefen, prägte sich Lei die Gegend ein, um zu sehen, ob er verschwinden könnte. Als ein Soldat in seiner Nähe mal nicht aufpasste, ging er ins Haus und versuchte, durch die Hintertür zu entweichen. Keine Chance. Da stand auch ein Deutscher.

"Was soll das denn werden?"

"Ich suche ein Scheißhaus."

"Schnell zurück zur Gruppe, Mistkerl."

Die Chance, zu entweichen, war vertan. Die Deutschen waren nicht blöd, sie hatten mit Fluchtversuchen gerechnet. Aber Harry war noch nicht da. Sechs Soldaten gingen ins Haus. Kurz darauf kamen sie mit Harry zurück, die Bajonette in seinem Rücken.

"Sollen wir ihn erschießen?" fragte einer der Soldaten den Kommandanten.

"Die Leute brauchen ein Exempel."

"Nein, der soll arbeiten." Harry war leichenblass. Um ein Haar. Sie gingen weiter, Richtung Blerick.

Lei zeigte einem der SA*-Leute seinen Ausweis. "Sehen sie doch selbst, ich bin zu jung für den Arbeitsdienst."

"Ja, ich sehe es", sagte der Mann, der die Karte studierte, mit einem belustigten Ausdruck in den Augen. "Wenn er nicht gefälscht ist, bist du noch ein Kind. In Venlo schicke ich dich zum Kommandanten. Der soll entscheiden, ob du wieder zurück nach Hause darfst."

"Gehen wir denn nicht nach Blerick?"

"Wir gehen zum Bahnhof. Von da geht es mit dem Zug nach Straelen. Da graben wir neue Schanzen."

Es stimmte also. Sie sollten wirklich nach Deutschland. Panzergräben ausheben in Straelen. Ein paar Männer protestierten beim ranghöchsten Offizier, aber dem war das egal. Er hörte ihnen nicht einmal zu. "Marschieren und Maul halten!" war alles, was er sagte. "Zum Glück ist Straelen nicht so weit", sagte Harry. "Von da aus kommen wir auch zu Fuß nach Hause."

Am späten Nachmittag kam Jet mit Haske zu Besuch, überraschend. "Ich habe Lei gesehen", rief sie schon, bevor sie drinnen war. "Die ganze Gruppe aus Beringe. Sie gingen nach Maasbree." "So weit!" erschrak Vater. "In Panningen wurden auch Männer festgenommen. Überall. Meinen Mann haben sie auch mitgenommen. Sjaar hat seinen Sonntagsanzug noch an. Noch nicht mal einen Mantel! So kann er doch nicht arbeiten gehen!" "Wo gehen sie denn hin?" "Zum Venloer Bahnhof. Sie fahren mit dem Zug nach Deutschland." Die Tränen rannen über ihre Wangen. "Lot Sijben ist entkommen. Der hat es uns erzählt." "Aber doch nicht Lei", sagte Mutter fassungslos. "Lei kann doch nicht in Deutschland arbeiten gehen." Entsetzt hatte Dora alles angehört. Mit einem Eimer ging sie in den Kuhstall. Wenn sie der Kummer übermannte, war sie am liebsten bei den Kühen. Die gaben ihr immer Ruhe. Sie stellte den Eimer unter Bertha und fing an zu melken, den Kopf an den warmen Kuhleib gelehnt. Sie dachte an Lei und Harry, die jetzt in einem Zug durch Deutschland fahren. "Guten Tag." Sie erschrak. Ein Soldat stand an der Stalltür. Waren sie auf der Suche nach Horst? Konnte sie ihn noch warnen? Sie erkannte den Soldaten wieder. Es war Kalle, der Bauernsohn, der sie mal angesprochen hatte. Sie hatte oft an ihn gedacht, weil er auch lieber zu Hause gewesen wäre, als hier Soldat zu spielen. Plötzlich verlor sie ihre Selbstbeherrschung. "Nichts Guten Tag", schrie sie. "Mach, dass du wekommst, du Menschenräuber!" Weil sie nichts anderes hatte, griff sie den halbvollen Eimer und schüttete den ganzen Inhalt über den Soldaten. Vor Milch triefend verließ der Bursche den Hof. "Gut gemacht", sagte Vater, der es gesehen hatte. "Das soll dem Scheißmoff eine Lehre sein." "Ach, wäre er doch nur ein Scheißmoff." Flennend rannte sie auf ihr Zimmer und ließ sich aufs Bett fallen. Toos kam, um sie zu trösten. "Ich verstehe dich ja. Ich verstehe auch, dass du Harry vermisst, aber die bleiben doch bestimmt nicht lange weg. Vielleicht ein paar Wochen. Der Krieg ist fast vorbei. Die Amerikaner sind schon in Griendtsveen. Keine zehn Kilometer von hier." Der Himmel schien ihr Recht zu geben. Gruppen von jeweils etwa zehn Bombern flogen in Richtung Deutschland. Die Maschinen blitzten übermütig im Sonnenlicht, als ob sie wüssten, dass sie nicht mehr viel von den deutschen Jägern zu fürchten hatten. "Die sorgen dafür, dass die Fabriken in Trümmern liegen, bevor unsere Jungens da ankommen", sagte Toos. "Aber Deutschland ist groß." "So groß ja nun auch wieder nicht. Auf der Weltkugel liegt Berlin direkt um die Ecke. Man kann mit dem Fahrrad hinfahren. Die Amerikaner sind ganz schnell da. Vielleicht können wir ja irgendwann mal nach Berlin in Ferien fahren." "Wir?" "In Berlin gibt es einen berühmten Tierpark. Den Tiergarten. Da möchte ich gern hin. Und in der Untergrundbahn sitzen." "Wer will den um Himmels willen nach Deutschland?" "Ich", sagte Toos. "Wenn der Krieg vorbei ist, und sie Hitler aufgehängt haben, dann ist es glaube ich, ganz schön in Deutschland."

Dora dachte wieder an das bedröppelte Gesicht des vor Milch triefenden Soldaten. Es tat ihr leid. Der Junge konnte doch auch nichts dafür. Die Träumereien von Toos heiterten sie wieder ein bisschen auf. Zusammen gingen sie nach runter. Cousine Jet war noch da. Sie saß mit Mutter am Tisch; zwei Frauen, die beieinander Rückhalt suchten in ihrem Kummer. Die eine weinte, weil die andere weinte. So wie sie zusammen lachen konnten, so konnten sie auch zusammen weinen. Das hatten sie ein Leben lang geübt.

Auf dem Venloer Bahnhof waren ein paar tausend Mann zusammen gebracht worden. Aus Sevenum, Horst, Maasbree und Kessel, aus ganz Noord-Limburg hatte man sie abgeholt. Und ohne Ansehen der Person. Unter den Männern entdeckte Lei angesehene Persönlichkeiten aus Helden, darunter auch Doktor Smeets. Und Priester in ihrer Toga. Er erstaunte ihn, dass sie sogar Geistliche aufgegriffen hatten. Waren die Deutschen also doch Heiden, wie Thei van Lier behauptete?

Aber wie kamen sie nach Deutschland? Entlang den Bahnsteigen standen nur Güterwagen.

"Ich glaube nicht, dass sie uns Panzergräben ausheben lassen", sagte Pierre Nijssen. "Sie schicken uns in Fabriken."

"Aber sie können uns doch nicht zwingen?" sagte Lei.

"Sie haben das Sagen."

"Ärzte und Priester in die Fabriken?"

"Ihnen ist das doch egal. Deutsche haben vor niemandem Respekt."

Lei hatte noch immer keine Lust auf ein Abenteuer in Deutschland. Er meldete sich bei dem SA-Mann, den er vorher schon einmal angesprochen hatte. Der schickte ihn weiter zu einem SA-Hauptmann, den örtlichen Befehlshaber. Lei zeigte ihm seinen Personalausweis.

"Ich bin zu jung zum Arbeiten. Ich will nach Hause."

"Du bist nicht zu jung", schrie der ihn an. "Du hast einen Bart wie ein Alter. Und kräftig bist du auch. Du wirst malochen, du Drückeberger."

Lei ließ den Mut sinken.

Da fingen die Deutschen an, die Männer in die Güterwagen zu treiben. Es stank nach Vieh.

"Die meinen wohl, dass wir Tiere sind", sagte Harry wütend.

Die Tür wurde zugeschoben. Es war dunkel. Sie standen dicht an dicht gepackt. Es war noch nicht einmal Platz, um auf dem Boden zu sitzen, der im Übrigen voller Kuhmist war.

Lei hatte Angst. Er hatte schon oft von einer Bahnreise geträumt. Von einem luxuriösen Personenzug, wie er ihn auf Bildern in Zeitschriften gesehen hatte. Mit dem Zug nach Frankreich, in Ferien. Aber dies hier hatte er sich nicht träumen lassen.

Es war zu wenig Luft im Wagon. Die Fensterchen waren mit Brettern vernagelt. Nur durch die Ritzen der Wände drang etwas Licht. Sie drängelten sich, um nach draußen zu spähen.

Mit einem Ruck setzte sich der Zug in Bewegung.

"Es wird wohl ein Weilchen dauern, bevor wir wieder zu Hause sind", sagte Jan van Woezik, ein Gartenbauer aus Helenaveen. "Viel länger als die drei Tage Schanzen in Egchel."

"Wenn wir überhaupt jemals wieder nach Hause kommen", sagte Giel Beumers aus Panningen. "Wir müssen beten, das alles ein gutes Ende nimmt."

"Du kannst beten, soviel du willst", meinte Van Woezik. "Diese Strafe habe ich mit nichts verdient. Ich habe keinem was getan. Zu Hause warten Frau und Kinder auf mich. Erst wenn der Zug jetzt anhält und wir raus dürfen, bete ich wieder. Dann danke ich Gott auf nackten Knien, dass ich frei bin." Lei fühlte mit Jan. Er dachte an sein eigenes Zuhause und musste die Tränen runterschlucken. Aber die meisten anderen dachten genauso darüber wie Giel Beumers und fingen an zu beten.

"Fast als ob wir auf Wallfahrt gehen", flüsterte Harry.

"Sie behandeln uns wie Schweine", sagte Lei. "Schweine machen keine Wallfahrten."

"Komm mit, zur Kapelle", sagte Mutter. "Wir gehen für eine Leis glückliche Heimkehr beten."

"Auch das noch", zischte Toos leise. "Es hilft doch nichts."

"Weißt du was Besseres?" fragte Dora.

"Ich bete jeden Tag, dass das fiese blonde Haar auf meinem Kopf schwarz wird, aber es bleibt immer die selben weißen Bindfäden."

"Um sowas braucht man auch nicht zu beten."

Die Kinder rannten nach draußen, um Blumen zu pflücken. Ves und Thei waren so eifrig, dass sie ein paar Astern mitsamt Wurzeln aus dem Boden rupften. Mit der Schere schnitt Dora die Blumen zurecht.

In der Kapelle stellten sie den Strauß unter die Marienfigur. Mutter zündete eine Kerze an. Sie beteten für Lei, Harry und die anderen Männer die sie abtransportiert hatten.

Auf dem Heimweg radelte Kalle vorbei.

"Da ist er", sagte Toos. "Dein Milchbubi."

Kalle sah sie kurz an, ein bisschen scheu. Am liebsten hätte Dora ihm gesagt, dass es ihr leid tat, aber das traute sie sich nicht. Sie hoffte nur, dass er keine Anzeige gemacht hatte, aber das hatte er bestimmt nicht. Zu Hause half sie Mutter beim Essen machen. Es war fast nichts mehr zu bekommen. Nie zuvor hatten sie soviele Gartenkräuter zum Würzen gebraucht, denn die Gewürze waren längst alle. Es war eine Kunst, aus den immer den selben Kartoffeln, Bohnen und Rüben doch immer wieder etwas Anderes zu machen.

"Wie lange sind wir schon im Zug?" flüsterte Lei.

"Was weiß ich denn, ein paar Stunden", sagte Harry. "Ich merke auch schon, dass es nicht nach Straelen geht. Das liegt nämlich direkt hinter der Grenze."

Langsam wurde allen klar, welchen Streich ihnen die Deutschen spielten.

"Wie lange werden sie uns wohl festhalten?"

"Woher soll ich das denn wissen!" Harry war beunruhigt. "Dumm, dass du nicht weggelaufen bist. Sie hätten dir nichts tun können, mit deinen fünfzehn Jahren."

"Wo bringen sie uns hin?"

"In den Zoo, Affen gucken. Zufrieden?"

Lei hielt lieber die Klappe.

Dumpfe Schicksalsergebenheit ergriff sie. Tief in seiner Jacke versunken, hockte er an der Holzwand des dahinrumpelnden Wagens. Harry taten seine groben Bewerbungen leid und er legte den Arm um Lei.

Lei schloss die Augen. Wie angenehm ihm das Leben zu Hause auf einmal erschien. Jeden Tag zu essen, zu trinken und ein Bett. Und raus gehen können, wann immer er nur wollte.

Ein paar Männer, die es nicht mehr aufhalten konnten, hatten Mangels eines Klos, ihre Notdurft in einer Ecke verrichtet. Der Gestank durchdrang alles. Irgendwer porkelte mit seinem Taschenmesser ein Loch in eine halb verrottete Planke. Endlich drang wieder ein bisschen frische Luft nach drinnen. Bis auch das Loch benutzt wurde, um hindurch zu pinkeln. Das machte den Gestank noch schlimmer.

Endlich, nach Stunden, hielt der Zug an und sie durften raus. Ein Schild auf dem Bahnsteig zeigte an, dass sie in Wuppertal waren, im Herzen des deutschen Industriereviere.

"Schnell, schnell!" In strammem Marsch wurden sie zu Holzbaracken geführt, wo man sie wie Schafe im Stall zusammentrieb. Hinter ihnen wurde die Tür verschlossen. Sie standen so dicht beieinander, dass kein Platz zum Sitzen war.

"Hoffentlich kriegen wir was zu essen", sagte Harry.

"Und Wasser", sagte Lei. "Ich komme um vor Durst."

Die Stunden krochen dahin, aber sie bekamen nichts."

Es wurde dunkel. Draußen hörten sie das Gebrüll von Soldaten, die Gruppen von Neuankömmlingen zu Baracken trieben. "Schnell, schnell!"

Nur einmal schallte ein Schuss. Ein Schrei. Dann war es mucksmäuschenstill in der Baracke. Vor Schreck hielten sie alle den Atem an. Hatte jemand versucht, zu fliehen? Hatte man ihn niedergeschossen? Keine Antwort. Auch nicht, als ein paar Männer anfangen, nach Essen zu rufen. Erst als eine ganze Ecke der Baracke anfing "Hunger, Hunger" zu rufen, so laut, dass man

es draußen deutlich hören musste, schallte die Antwort aus einem Megaphon. "Maul halten, sonst kriegt ihr auch morgen nichts zu fressen!" Sofort war Stille.

Die Nacht war erbärmlich. Gegeneinander gelehnt, manchmal Rücken an Rücken hockend, versuchten sie zu schlafen. Aber immer wenn Lei eingenickt war, schrak er auf, weil jemand im Schlaf zu schreien anfang, oder einfach, weil einer anfang zu heulen. Und manchmal gab es Streit, weil sich Männer ins Gehege kamen.

"Schämt euch", sagte ein junger Kerl zu ein paar zankenden Burschen. "Ihr könnt euch was aufs Maul hauen, Wenn ihr wieder zu Hause seid, aber hier sitzen wir alle im selben Boot. Die Deutschen lachen sich doch kaputt, wenn sie hören, dass wir uns nicht vertragen."

"Das ist ein Kaplan", flüsterte Harry. "Er kommt aus Egchel."

Die Streithähne hatten solchen Respekt vor dem jungen Geistlichen, dass sie lieber schwiegen.

Dora ging mit dem Frühstück zum Speicherzimmer. Den Kopf auf die Hände gestützt, sah Horst nach draußen.

"Es wimmelt von Soldaten", sagte Dora. "Ausgerechnet jetzt, wo wir dachten, dass der Krieg fast vorbei wäre."

"Die Deutschen haben alle Truppen, die von der Ostfront zurückgekehrt sind, hier zusammengezogen", sagte Horst. "Jetzt marschieren sie hier ein. Im Osten haben wir schon alles verloren. Im Westen können wir noch gewinnen, meint Hitler."

"Das darf doch nicht wahr sein."

"Hier, wo jetzt die Front ist, ist es für mich zu gefährlich. Wenn was schief geht, wo soll ich dann hin?"

"Vielleicht können wir dich in befreites Gebiet bringen."

"Wenn das ginge..."

"Ich werde mich mal umhören", versprach Dora. "Wo mögen sie unsere Männer wohl hinbringen?"

"Zu den Stahlwerken. In die Schwerindustrie. Krupp und Thyssen. Die bauen Kanonen. In die Rüstungsindustrie. Und in die Autofabriken. In Wolfsburg, wo ich herkomme, steht das Volkswagenwerk. Das Heer braucht viele Autos. Wahrscheinlich arbeiten auch Zwangsarbeiter in den Zechen. Hitler braucht Millionen von Menschen für seinen Wahnsinn. Wenn er den Krieg verliert, dann verliert er alles. Deshalb macht er weiter, bis zum Ende."

Auf dem Hof klangen Stimmen. Irgendjemand klopfte an die Haustür. Dora sah durch das Fenster nach unten. Zehn Deutsche Soldaten.

"Um Gottes Willen, die suchen mich. Wenn die mich finden, bin ich verloren."

"Schnell pack deine Sachen. Ich bin sofort wieder da." Dora rannte zur Vordertür.

Die Deutschen rummsten mit ihren Gewehrkolben gegen die Tür. Für ihren Geschmack wurde nicht schnell genug aufgemacht.

"Ich komme schon, ich komme schon." Sie öffnete die Tür.

Die Soldaten stürmten sofort durch in die Küche.

"Zimmer räumen", schnaubte ein Offizier. "Ab sofort schlafen wir hier!"

"Und wo sollen wir dann schlafen?" fragte Vater.

"Mann, das ist doch nicht mein Problem. Vielleicht rücken die Schweine ja ein bisschen zusammen."

Mit diesen Männern diskutierte man besser nicht.

"Wir machen erst die Zimmer leer", sagte Dora eilig. "Und dann trinken wir erstmal Kaffee."

"Na gut." Der Offizier ließ sich in einen Küchenstuhl fallen.

Während Vater ein Gespräch anfang und Mutter Kaffee machte, fand Dora eine Gelegenheit, Horst durch die Hintertür nach draußen zu lotsen.

"Warten sie bitte hier."

Sie lief zu Thei van Lier. Draußen war es kalt. Sie schauderte, als sie an den letzten Winter dachte. Wie streng mochte wohl der nächste Winter werden? Blöd, dass sie jetzt an den Winter dachte, wo ihr doch vor Angst der Schweiß ausbrach.

Thei saß, wie so oft, in einem Loch unter dem Fußboden und hörte Radio. Neulich noch hatte er entdeckt, dass er auch den amerikanischen Militärsender empfangen konnte und jetzt war er nicht mehr vom Radio wegzukriegen. Sein Kopf lugte aus dem Fußboden, rot vor Aufregung. "Die Amerikaner brechen auf, um Venlo zu befreien", rief er. "Erzähl das nachher", sagte Dora gehetzt. "Ich will dich was fragen. Ich habe wenig Zeit. Es sind Deutsche bei uns. Jemand muss in Sicherheit gebracht werden." "Wer?" "Der desertierte deutsche Soldat. Wenn sie ihn finden, machen sie ihn kalt." Thei sah sie nachdenklich an. "Du hast Recht. Jeder Mensch hat das Recht zu leben, auch ein Deutscher. Wir können ihn nach Helenaveen schmuggeln. Da sind schon die Amerikaner. Aber ob die Spaß an einem deutschen Deserteur haben?" "Sie werden ihn schon nicht ermorden. Die Deutschen dagegen wohl. Wann können wir ihn wegbringen?" "Vielleicht heute Nacht. Wir lotsen ihn durch den Peel." "Je früher, desto besser. Wo kann er bis dahin bleiben?" "Wo ist er jetzt?" "Er liegt im Graben, hinter dem Zaun." "Bring ihn zu meinem Hühnerstall." Dora lief zurück und brachte den todesängstlichen Horst zu dem Loch unter dem Boden vom Hühnerstall. "Hier kannst du erstmal bleiben. Heute Nacht bringen sie dich in Sicherheit." "Grüß alle von mir. Auch Toos." sagte Horst noch. "Toos? Ach ja." Jetzt verstand Dora auch, warum Toos ihm immer so gern sein Essen gebracht hatte. "Ich muss heim, bevor sie mich vermissen." Schnell gab sie ihm die Hand und lief zurück. Als wäre nichts gewesen, gab sie den Soldaten noch eine Tasse Kaffee. Aber sie tranken nicht davon. Muckefuck mochten sie nicht. Sie wollten sich ausruhen. Dora brachte sie zu den Schlafzimmern. Mit Bedauern sah sie, wie sich einer der Kerle in ihr eigenes Bett plumpsen ließ.

Lei war froh, als es Morgen war. Das war die längste Nacht seines Lebens. Endlich öffnete sich die Tür und sie durften auf die Latrinen. Es war auch höchste Zeit. Seine Blase drohte zu platzen. Das WC war nicht mehr als eine stinkende Grube, ein Holzbalken über einem Loch. "Los, los." Wieder musste alles schnell gehen. Sogar scheißen mussten sie im Schnellgang. "Die meinen, dass wir Hunde sind", sagte Harry. "Hunde können in drei Sekunden kacken." "Ruhig", sagte Lei. "Nachher schlagen sie dich auch noch wie einen Hund." Die Bewacher scheuchten sie zu einer Baracke, wo Brot und Tee ausgeteilt wurden. Wer nicht schnell genug war, oder vom Weg abwich, bekam Schläge. Mit Hunden an der Leine und die Waffen im Anschlag trieben die Bewacher die Männer an. "Schnell, schnell!" In der Eile sich am Tee verschluckend, wurden sie zu einer anderen Baracke zurückgetrieben, um in der Küche anderen Gruppen von Männern Platz zu machen. Sie hörten die Hunde heulen. Von den Wachen aufgehetzt gingen sie auf einen Mann los, der nicht schnell genug gelaufen war. Sie bissen sich an seinen Beinen fest und rissen ihm die Hosenbeine ab. Die Bewacher sahen lachend zu. Mit blutenden Wunden stolperte er in die Baracke. Ein paar Männer verbanden die Verletzungen mit Lappen aus abgerissenen Hemdärmeln. "Diesen Schergen bedeutet ein Menschenleben nichts", sagte Harry. "Wir brauchen mit keinem Hauch von Mitleid zu rechnen." Den ganzen restlichen Tag saßen sie in der Baracke, in banger Erwartung dessen, was ihnen noch passieren sollte. Lei hatte das Gefühl, dass seine Arme und Beine abgestorben waren. Eine Nacht ohne Schlaf konnte er wohl

aushalten, aber dass er die jetzt nicht nachholen konnte, weil es keinen Platz zum Hinlegen gab, das schlauchte ihn bis auf die Knochen. Im Gespräch mit Harry, in dem sie sich erinnerten, wie gut sie es ihnen noch bis gestern Morgen gegangen war, versuchte er die Zeit zu überstehen. Bis es auch nichts mehr zu reden gab. Alles war schon zehn Mal gesagt. Seine Zunge wurde schwer wie Blei.